Geknickte Blumen, zertretene Blüthen!

Erzählung.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erste Abtheilung.

Die Mutter.

Motto:

„L'indulgente et sage nature
A formé l'ame de Ninon,
De la volupté d'Epicure,
Et de la vertu de Caton."

St. Evremont.

Heinrich der vierte, jener ritterliche Fürst, dessen Schwächen durch die Vorzüge seines Geistes und seines Herzens überragt wurden, hatte durch seine Nichtachtung sittlich-socialer Verhältnisse den Grund zu jener tiefen Verderbniß gelegt, welche die Zustände der höheren Gesellschaftsklassen unter seinen drei nächsten Nachfolgern auszeichnete, und die, wie in ähnlichen Fällen immer, einer furchtbaren Erschütterung des Staatsverbandes voranging. Zu seiner Zeit glaubte man nur den mit anderweitigen glänzenden Eigenschaften geschmückten und allgemein geliebten Fürsten von conventionellen Gesetzen ausgenommen, die eine tiefgefühlte Nothwendigkeit der Gesellschaft aufgelegt, und die nicht ungestraft verletzt werden, oder vielmehr sein Volk verzieh ihm eine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schwäche, wie man dergleichen wohl geliebten und verehrten Menschen nachsieht, ohne sie deshalb zu billigen; als aber Nachfolger, die weit unter ihm standen, dieselbe Nachsicht in Anspruch nahmen, als ein entarteter Hof und was diesem angehörig, solche auch für sich und zwar als ein Recht begehrte, so konnte es nicht fehlen, daß die Sittenlosigkeit unter den höhern Ständen Frankreichs alle Gränzen überstieg, und endlich so weit gedieh, daß man sogar einen Ruhm in dem Uebermaß der Schande suchte. Daß unter diesen Umständen Liederlichkeiten aller Art, ja Verbrechen, wie Ehebruch und Blutschande, unter den höhern Ständen als etwas ganz Gewöhnliches galten, daß man sich davon, als von galanten Abentheuern des Tages unterhielt, ward zuletzt so herkömmlich, daß Niemand daran mehr einen Anstoß nahm, und selbst edlere Seelen in den Schlamm des Lasters herabgezogen wurden. Eine Episode aus der Geschichte einer solchen ist es, die wir dem Leser mitzutheilen haben.

Es war im Jahre **1640**, als sich eine muntere Gesellschaft in einem Gartenpavillon, der dicht bei einem kleinen, aber geschmackvoll eingerichteten Landhause zu St. Germain lag, versammelt hatte. Die Gesellschaft bestand aus drei Damen, jede etwa in der Mitte der Zwanzig stehend, und einer Anzahl Herren, deren Ordenssterne, Federhüte, oder Abbéemäntelchen zeigten, daß sie der höhern Gesellschaft angehörten. Die Tracht derselben gränzte noch etwas an die mittelalterliche, aber die langherabhängenden Halsbinden von niederländischen

Spitzen, die buntseidenen Schleifen von den grellsten Farben, welche fast eine Viertelelle lang und gesteift die Schuhe schmückten, die dünnen kurzen Galanteriedegen mit silbernem Griff, welche an breiten, brodirten Kuppeln, groß genug, um ein Schlachtschwert zu tragen, die Hüfte zierten, selbst die kleinen Perrücken von weißem Ziegenhaar, in der Mitte mit einer Calotte von der Größe eines Apfels versehn, welche die Häupter zwanzigjähriger, rothbäckiger Abbées schmückten, waren Erfindungen des siebzehnten Jahrhunderts. In dem Gartenpavillon erklangen Namen, welche die Kriegsgeschichte Frankreichs, so wie die der Dichtkunst und der schönen Künste uns aufzubewahren nicht vergessen hat. Man sah hier den Prinzen von Marsillac, den nachherigen Herzog von Larochefoucault, den wegen seines Witzes berühmten Ritter von Grammont, von welchem Türenne zu sagen pflegte: „er wünsche nur zu leben, ihn alt zu sehen," es befand sich anwesend Herr von Elbene, einer der berühmtesten Epicuräer jener Zeit, welcher sammt seiner Gattin bei ihrer Verbindung über achtzig Processe hatte, und nachdem er die Seele der eleganten Gesellschaft gewesen, endlich im Spital starb, man sah hier die Schöngeister und Dichter St. Evremont, Desbarreaux, Sarrazin, Boisrobert und den Philosophen Desyvetaux, der früher Hofmeister bei Ludwig dem 13ten gewesen, sich in eine ländliche Einsamkeit in der Nähe von St. Germain zurückgezogen hatte, um sich dort mit Muße zum Narren zu machen. Er fand nämlich einst Abends beim

Zuhausegehen auf der Schwelle seines Hauses ein Harfenmädchen, Namens Dupuis, in Ohnmacht liegen, nahm es zu sich, und beschloß nun — er war siebenzig Jahre alt — mit demselben ein idyllisches Leben zu führen, was er auch ausführte. Auch heute hatte er sich als Schäfer gekleidet, einen Strohhut mit rosa Taffent gefüttert auf dem Kopfe, einen Schäferstab in der Hand, einen Brodsack auf dem Rücken, und von einem Schöpse, den er an einem seidenen Bande führte, begleitet, eingefunden, und diente den jungen Abbées zum Stichblatt ihres Witzes. Er suchte sich besonders von einem Manne mit düstern, unangenehmen Zügen, dem Großprior der Maltheser, Wilhelm von Vaudoncourt, entfernt zu halten, der keine Gelegenheit vorbeiließ, den armen Philosophen auf eine oft eben nicht sehr gewählte Weise zu necken. Die interessantesten Mitglieder der Gesellschaft waren indeß drei Damen, alle drei wegen ihres Geistes, ihrer Liebenswürdigkeit und ihrer Abentheuer berühmt. Unter ihnen nennen wir zuerst die Besitzerin des Landhauses, die berühmte Ninon de Lenclos. Sie war eben nicht von glänzender Schönheit, aber über ihre ganze Person war eine Fülle von Anmuth ausgegossen. Sie hatte einen sehr weißen, fast durchsichtigen Teint, herrliche Augen, und wenn sie lächelte einen sehr schönen Mund. Ihr offener Blick, der süße Ton ihrer Stimme entzückten; ihr Geist, die Lieblichkeit ihres Wesens fesselte Jeden, der sich ihr nahte. Obwohl ganz Paris ihre unzähligen Liebesabentheuer kannte, obwohl sie die-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

selben niemals Hehl hatte, ja offen bekannte nur für die Liebe zu leben, so hatten doch ihr sanfter Charakter, ihr Verstand, ihre hohe Bildung, eine über alle Zweifel erhabene Redlichkeit und Uneigennützigkeit ihr eine gewisse Achtung bewahrt, welche selbst Frauen von strengeren Sitten gestattete, ihren Umgang zu suchen. — Die zweite der anwesenden Frauen war schöner als Ninon, und ward in Beziehung auf ihre Abentheuer später nicht minder berühmt. Es war dies die schöne Marion de Lormes; sie saß zur Seite einer jungen Mannes, mit dem sie, wie man sagte, heimlich verheirathet war, den der König gewöhnlich nur seinen „Freund" nannte, und der für einen beneidenswerthen Günstling galt. Er war eine Kreatur des Kardinals Richelieu gewesen, stand indeß jetzt bei diesem nicht mehr in der früheren Gunst, und selbst die angebliche Ehe mit Marion de Lormes war dem Kardinal so zuwider, daß erst vor ein paar Monaten, und wie man behauptete wegen dieser Verbindung, ein Gesetz gegen geheime Ehen erschienen war. Dieser Mann war der bekannte Cinqmars, oder, wie man ihn damals nannte, Mr. le Grand, der zweite Sohn des Marschalls von Effiat. Wer ihn heute an der Seite des schönen Weibes sah, schön wie Apoll, übersprudelnd von Witz, angenehm in der Unterhaltung, er würde den Günstling des mächtigen Königs beneidet haben, denn er hätte nicht ahnen können, daß zwei Jahre später, an demselben Tage, dieser Mann zu Lyon hingerichtet werden, und sein ehemaliger königlicher Gön-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ner sein Herz so ganz von ihm abgewendet haben würde, daß er in der Todesminute des Günstlings die Uhr herausziehen, und mit Eiseskälte sagen konnte: „Jetzt wird der „Freund" ein schlechtes Gesicht machen!" — —

Die dritte der anwesenden Frauen war nicht schön, aber sie hatte eine jener glücklichen Gesichtsbildungen, welche durch Annehmlichkeiten gefallen. Ihre kleinen Augen sprühten von Geist, der Scharfsinn thronte auf der etwas allzuhohen Stirn, welche das blonde, dichte Haar umfloß, das sich in natürlichen Locken den blendend weißen Hals herabringelte. Sie hatte eben ein Vaudeville geendet, das sie mit einer überaus angenehmen Stimme vorgetragen hatte, und die Gesellschaft klatschte stürmischen Beifall, als sie die Laute weglegte.

„Wie viel verliert der Marquis von Sevigné, daß er Mademoiselle de Rabutin dieses allerliebste Lied nicht singen gehört!" rief Cinqmars, als der Lärm verhallt war.

„Glauben Sie, daß sie unterlassen hat, es ihm vorzusingen, wenn er bei ihr war, und sie zufällig vorher in den Spiegel gesehn?" zischelte spöttisch der Malteser, welcher neben ihm saß.

„Muß man nicht singen, oder sonst etwas dergleichen vornehmen, um die Angst zu verlieren, in die man durch das Kreuzfeuer von Witzen, das sich rings erhebt und fortwährend anhält, versetzt wird?" sagte das Fräulein munter zu Cinqmars. „Wissen Sie nicht, mein Herr, daß die Furcht singen macht, und ich fürchte nichts

so sehr, als die Leute, welche stets Witz im Vorrath haben."

„Mir geht es eben so, aber — Sie müßten es nicht sagen;" sprach Desyvetaux, der Schäfer-Philosoph.

„Wie können Sie — außer etwa den Besuch junger Herren in Ihrem Hause — etwas fürchten?" sprach Wilhelm von Vaudoncourt spöttisch. „Als Philosoph haben Sie gewiß irgend einen geistreichen Trost, und als Christ und Arcadier das Symbol der Geduld" — er zeigte auf das Schaf — „zur Seite."

„Ja, und auf der andern den Wolf!" rief Ninon lachend, indem sie auf den Malteser wies. „Ich sage Ihnen, Desyvetaux, nehmen Sie Ihre Heerde in Acht; ich habe — es werden etwa vierzehn Tage sein — Herrn von Vaudoncourt in einen Mantel gehüllt, um die Mauer, welche Arcadien einschließt, schleichen sehn."

„Wäre dies der Fall," sprach der Malteser lächelnd zu Desyvetaux, „so werden Sie einsehn, daß die Gefahr bereits großentheils vorüber. Vierzehn Tage sind in der Geschichte der Liebe eine entsetzlich lange Zeit, in welcher sich unendlich viel verändern kann; eine Behauptung, welcher Niemand mehr als Mademoiselle de Lenclos beipflichten wird."

„Gewiß!" rief Ninon unbefangen. „Die Liebe ist eben so die Nahrung des Herzens, wie die Speisen die Nahrung des Körpers, und — wer möchte wohl immer dieselben zu sich nehmen."

„Von ihr kann wenigstens Niemand sagen, daß sie

sich mit einer und der nämlichen den Appetit verdorben habe;" murmelte hämisch der Vorige Cinqmars ins Ohr, indem er Ninon ansah.

„Man ist," fuhr Ninon fort, „in diesem Punkte weniger aufrichtig, wie in jedem andern. Es würde gewiß starke und beständige Seelen unter unserm Geschlecht geben, wenn die Männer in der Liebe nur etwas anderes, als Zeitvertreib bedürften. Der Ausbruch sonderbarer Launen, eine mäßige Portion Eigensinn, ein Zwist, in welchem kein Menschenverstand ist, das aber wirkt bei weitem mehr auf sie, das bindet sie fester als die treueste Neigung, der schärfste Verstand und der standhafteste Charakter."

„O Sie malen ins Schwarze!" rief Cinqmars.

„Gewiß nicht!" fiel Ninon lebhaft ein. „Die Unruhe, die Eifersucht, die Zwistigkeiten, die Aussöhnungen, sie sind die Nahrung der Liebe. Welch eine Zauberin ist die Abwechselung! Sie erfüllt und beschäftigt ein gefühlvolles Herz weit mehr als die traurige, einförmige Beständigkeit."

„Ein herrlicher Trost für Sr. Hoheit von Marsillac, für den Abbée und alle die Andern emeriti, welche zugegen sind!" zischelte der Großprior Cinqmars ins Ohr.

„Und dennoch," sprach St. Evremont zu Ninon gewendet, „möchte ich die Beständigkeit die Vernunft der Liebe nennen."

„Gehen Sie mit Ihrer Vernunft!" rief Ninon lebhaft. „Würden die Angelegenheiten des Herzens von

der Vernunft geordnet, so könnte es nur eine abgeschmackte, unsinnige Liebe geben. — Das Gefühl," fuhr die Sprechende immer lebendiger fort, und ihr schönes Gesicht röthete sich vom Feuer der Rede, „das Gefühl ist unsre Vernunft, es ist uns eine Art von Instinkt, der die Stelle des Nachdenkens und der Einsicht vertritt, es warnt uns in der Noth, und führt uns vielleicht eben so sicher, als die erleuchtetste Vernunft. Ueberdies sind Thorheiten das eigenste Wesen der wahren Liebe; dies wissen die Männer nur allzuwohl, sie bauen darauf, und darum wenden sie sich immer zuerst an unsere Schwächen. Misglückt es ihnen, so lag es an der Ungeschicktheit des Angriffs, denn diese rettet mehr Herzen als die weibliche Tugend."

„Abscheulich!" rief Fräulein von Rabutin. „Sie glauben an kein tugendhaftes Weib."

„Ich glaube an tugendhafte Weiber," fuhr Ninon mit der früheren Lebhaftigkeit fort, „ich glaube an sie, gesetzt, daß ihre Gefühle nicht, oder schlecht angeregt worden; ja ich glaube selbst an welche, die der Anregung nicht erlagen; aber dann hatten sie kein Temperament, keine Leidenschaften, oder keine ihnen verhaßte Männer."

„Und dennoch, meine Ninon," sagte Marion de Lormes, welche bis dahin geschwiegen, und mit sinnigem Lächeln der Rede der Freundin gehorcht, „könnte ich Dir ein weibliches Wesen nennen, dem Du einst sehr abgeneigt warst, dem Du Temperament und Leidenschaften nicht absprechen wirst, das zu einer widerwärtigen Ehe

gezwungen wurde, das wegen seiner Schönheit hundert Männer umschwärmten, und von dem Keiner jener hundert sich nur der kleinsten Gunstbezeugung rühmen kann."

„Nennen Sie sie! — Nennen Sie dies seltne Wesen, diesen Phönix unter den Frauen!" riefen die anwesenden Männer aus einem Munde.

„Wohlan," sagte Marion, „es ist Charlotte von Rochechouard, jetzige Marquise von Gersay. — Ninon mag entscheiden, ob ich in meinen Behauptungen Recht habe oder nicht."

„In der That," versetzte diese nach einigem Nachdenken, „ich kann Dir nicht Unrecht geben. — Diese Charlotte, meine Herren, war ein seltenes Wesen. Ich glaube kaum, daß ich ein anderes, meinem Geschlecht angehöriges, mehr gehaßt und — mehr geachtet habe. Sie war mit mir und Marion in der nämlichen Pension. Sie war blendend schön, aber ihre Schönheit war von jener Art, bei der das Herz erfriert. Ihr Verstand war ausgezeichnet, ihr Geist gebildet, ihr Temperament lebhaft. Nur eine Leidenschaft beherrschte sie; diese war es, die mir das sonst ausgezeichnete Wesen verhaßt machte, aber diese Leidenschaft war geordnet, und darum diente sie ihr, wie das Gift unter den Arzneien dient, als ein Heilmittel gegen die Uebel des Lebens, es war ein ungemeßner Stolz. — Alles, was sie uns verhaßt und geachtet machte, kam von diesem. Sie war höflich, fleißig, dienstfertig, alles aus Stolz, und

ich bin überzeugt, auch aus Stolz nur ist ihre Tugend unerschüttert, und ihr Ruf unangetastet geblieben."

„Ihre Verbindung mit dem Marquis de Gersay war seltsamer Art;" fiel Marion ein. „Schon lange hatte sich der junge Mann, welcher schön und geistreich sein soll, um die Hand Charlottens beworben. Obwohl er dem ältesten Adel angehörte, sehr wohlhabend und von den Damen der Provence als eine der ersten Parthieen angesehen war, so wieß Charlotte seine Bewerbungen dennoch fortwährend zurück. Wie Einige behaupteten, liebte sie einen jungen, aber armen Edelmann aus der Provinz; der Vorwand, ihm ihre Hand zu verweigern, war jedoch der lockere Ruf des Marquis, wiewohl derselbe nicht eben schlimmer war als der anderer junger Leute seines Gleichen. Ich glaube, der Marquis würde auch in seinen Bewerbungen nachgelassen haben, aber ein alter Oheim, dessen Erbe er war, hatte sich diese Verbindung durchaus in den Kopf gesetzt, und er wendete sich deshalb an Sr. Eminenz, den Kardinal, welcher mit ihm entfernt verwandt ist."

„Ist er das?" rief Cinqmars lachend. „Nun da hat Mademoiselle de Rochechouard auch den Marquis heirathen müssen, sie mochte wollen oder nicht; obendrein war es ja keine geheime Ehe, gegen die Sr. Eminenz nun einmal eine totale Abneigung haben."

„So war es auch;" fuhr Marion fort. „Charlotte war Waise. Der Kardinal drang bei dem Vormund auf die Vollziehung einer Heirath, welche, wie

er sagte, das Glück seiner Mündel gründete. Wer hätte länger widersprechen sollen? Auch Charlotte willigte endlich ein, doch wagte sie etwas, was noch Niemand gewagt. Als die Verlobung in Gegenwart des Kardinals vollzogen ward, und der Marquis von dem Glücke, dem er an ihrer Hand entgegen gehe, zu sprechen anhob, unterbrach sie ihn. „Mein Herr," sagte sie kalt, „von Glück kann bei unserer Verbindung nicht die Rede sein. Sie sind nicht der Mann meiner Wahl. Meine Pflichten werde ich streng erfüllen, sein Sie dessen gewiß; eben so gewiß aber würde mich die Autorität Sr. Eminenz nicht abhalten können, unser Bündniß zu lösen, wenn Sie je nur einen Augenblick aufhören sollten, der Ihrigen eingedenk zu sein."

„Welche Aussichten auf eheliche Zufriedenheit!" rief lachend der Großprior.

„Hat sich diese nicht eingefunden, so ist Herr von Gersay dennoch gewiß nur selbst Schuld gewesen;" versetzte Ninon. „Ich habe Charlotte nie geliebt, aber ich bin überzeugt, sie hat ihn nicht unglücklich gemacht, wenn er es nicht selbst an ihr verschuldete."

„Kennt Jemand von Ihnen den Marquis, meine Herren?" fragte der Prinz von Marsillac.

„Ich nicht, Monseigneur! — Ich auch nicht;" tönte es rings im Kreise.

„Ich glaube, ich sah ihn ein paarmal zu Toulon, bei Herrn von Gourville;" sagte endlich der Großprior Vaudoncourt.

„Ach der arme Gourville! — Woran erinnern Sie mich!" rief Ninon lachend. „In welcher Angst habe ich einst den armen Schelm gesehn. — Wie Sie wissen, Monseigneur," fuhr sie zu Marsillac gewendet fort, „waren wir, Ihr armer Freund und ich, einst eng verbunden. Er mußte Paris verlassen; wir waren in Verzweiflung; ich sage wir, denn ich liebte ihn aufrichtig, und seine Anhänglichkeit an Condé konnte ihm gefährlich werden. Er dachte nun daran, sein Geld in aller Eile sicher unterzubringen. Die eine Hälfte schaffte er zu dem Grand-Penitentiaire, die andere — es waren zehntausend Thaler — zu mir. Er ging. Nun wissen Sie, meine Herren, es steht eben so wenig bei uns, ferner zu lieben, wie gar nicht zu lieben; die Liebe ist ein Appetit, welcher kommt und geht, und von dem sich kein Grund angeben läßt. Enfin, was soll ich viele Worte machen! Ich vergaß den guten Gourville in vier Wochen, und es war mir, als ob wir uns nie gekannt hätten. So vergeht ein Jahr. Auf einmal höre ich, daß er in Paris ist, und ich gestehe, ich erschrak ein wenig. Nicht daß ich dachte, er würde mir eine Scene machen, denn dazu war er zu vernünftig, aber das Wiedersehen unter diesen Umständen hatte doch auch sein Unangenehmes, dennoch war es unvermeidlich; ich mußte ihm ja sein Geld wiedergeben. Ich entschließe mich also kurz und lade ihn ein. Er erscheint, aber — mit einem Armensündergesicht. Nun wird das Klagen und Jammern losgehn! denke ich. „Ach Gourville!" rufe ich, um ihn gleich in

medias res — so heißt es ja wohl, Herr Abbé? — zu setzen. „Mir ist in Ihrer Abwesenheit ein großes Unglück begegnet.“ Gourville erschrak entsetzlich, er schlug die Augen nieder, sprach kein Wort und schien ganz verwirrt. „Gourville,“ fahre ich fort, „ich beklage Sie, wenn Sie mich noch lieben. Ich habe die Neigung, die ich zu Ihnen hatte, rein verloren; diesem Unglück kann nicht abgeholfen werden. Ihre Freundin aber bin ich noch. Sie sehen dies daraus, daß ich Ihre zehntausend Thaler treu verwaltet habe; hier sind sie, sammt guten Zinsen.“ — Nun denken Sie, meine Herrn, was geschieht! Gourville fliegt mir an den Hals, spricht kein Wort von Liebe, ist ganz glücklich, und dies Alles — weil ihm der Großpenitentiair das Geld abgeläugnet, mit einem Worte, ihn darum betrogen hatte, und er mir, der Freundin, der Geliebten, einen Moment zugetraut hatte, ich könnte ihm wohl eben so mitspielen.“

Die Gesellschaft lachte; Marion blickte Ninon freundlich an, und drückte dann ohne ein Wort zu sagen einen Kuß auf ihre Wange.

„Sie können keinen feurigern Bewunderer, keine lautere Ruhmstrompete haben, als Gourville;“ sagte der Prinz von Marsillac. „Ich habe die Geschichte schon zwanzigmal aus seinem Munde gehört, und dennoch ermüdet er nicht, sie immer wieder von Neuem zu erzählen.“

„Verbieten Sie es ihm, Monseigneur;“ fiel Ninon lebhaft ein. „Was ist denn da Gutes dabei? Hat der

charmante Herr mich für eine Diebin, eine Betrügerin gehalten? Warum vertraute er mir denn sein Geld, als weil er mich als ehrlich kannte? Versprechen Sie mir, Monseigneur, daß er die Sache mit keinem Worte mehr erwähnt."

„Es ist ein wahres Glück," sagte der Malteserprior leise zu Cinqmars, „daß der Nachfolger Gourville's, der Marquis la Chatre bei Gelde war, als er den Befehl erhielt zur Armee zu gehen. Hatte er keins, so gab sie ihm die zehntausend Thaler, und dann waren sie eben so gut zum Teufel, wie die bei dem Großpenitentiair."

In dem Augenblicke, in welchem Ninon zu sprechen aufgehört hatte, erhob sie sich halb von ihrem Sitze und blickte nach einem entfernten Pförtchen, was sich so eben öffnete, und durch welches eine Frau in der Tracht der Landbewohnerinnen in den Garten trat. Rasch sprang Ninon von ihrem Sitze auf.

„Dort kommt mein Karl! — Dort bringt die Amme meinen allerliebsten Knaben!" rief sie aus, und leicht wie ein Reh eilte sie der Bäuerin entgegen.

Heftig nahm Ninon das Kind aus den Armen der Amme, bedeckte es mit Küssen, und kam dann, dasselbe hoch emporhaltend, wieder in den Pavillon zurück.

„Siehe, Marion, den prächtigen Jungen! — Haben Sie ein schöneres Kind gesehen, liebe Marie?" rief sie, die Augen leuchtend von Mutterfreude, und die Wangen von Purpur übergossen, indem sie den Knaben tänzelnd den Damen hinreichte.

Das Kind war wirklich engelschön. Hundert blonde Löckchen ringelten sich um das Seraphsköpfchen. Der Knabe streckte lächelnd die kleinen fleischigen Aermchen nach der Mutter aus, und diese blickte so anhaltend in die blauen, unschuldigen Augen, sie küßte so oft die rosigen Wangen des Kleinen, daß selbst die wüstesten Männer der Gesellschaft — und diese bestand meist aus solchen — sich einer Art Rührung nicht erwehren konnte.

„Solche Augenblicke — ich meine das Wiedersehen meines lieben Knaben" — sagte Ninon nach einer Weile, „sind die schönsten meines Lebens. Deshalb lebe ich seit einem halben Jahre auf dem Lande, und es ist mir, als könnte ich nicht mehr nach Paris zurückkehren. Alle Tage bringt mir diese brave Frau zweimal das Kind, und ich vertändle dann mit ihm ganze Stunden. Es ist mir in solchen Momenten immer, als ob alle Lebenssorgen — und diese überschleichen Einen doch zuweilen, wenn ich mir solche auch möglichst fern zu halten suche — hinter mir lägen; ich bin so froh, so heiter, so mit mir selbst zufrieden, ja — lachen Sie immer, meine Herren — wenn ich, erfüllt von diesen Gefühlen, meinen Knaben an den Busen drücke, so fühle ich selbst eine Art Andacht, und es ist mir, als ob eine innere Stimme zu mir sagte: „Gehe hin, Deine Sünden sind Dir vergeben!" —

„Es ist," sprach Vaudoncourt hämisch lächelnd zu seinem Nachbar, „nur gut, daß die Stimme nicht sagt:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Gehe hin, und sündige nicht mehr!" sonst würde Der, der gerade am Brete ist, schlecht wegkommen."

„Wer ist denn der Vater des Kindes?" fragte Boisrobert, der hinzugetreten war, den Sprechenden.

„Daß ich es nicht bin, können Sie daraus schließen, daß ich schon über Jahr und Tag ein wenig mit ihr über den Fuß gespannt lebe, und nur aus Gewohnheit noch dann und wann zu ihr komme," sprach der Vorige mit malitiösem Lachen, „daß Sie es nicht sind, schließe ich daraus, weil Sie es sonst schon hätten in einem Madrigal drucken lassen. — Nun, nun, ängstigen Sie sich nicht, Mr. Boisrobert," fuhr Vaudoncurt in vorigem Tone fort, „sie wird um diese Ehre nicht würfeln lassen, wie es vor fünf oder sechs Jahren zwischen dem Marschall d'Estrees, und dem Abbée Deffiat, vorgekommen sein soll."

„Pfui, über Sie! Die Geschichte ist nicht wahr;" sagte Boisrobert.

„Sie könnte aber wahr sein!" versetzte der Großprior phlegmatisch. „Käme es je zwischen uns zu einer solchen Lotterie, so überlasse ich Ihnen das große Loos."

Boisrobert wollte eben etwas darauf erwiedern, als ein junger Mann in der Thüre des Pavillons erschien, sichtlich beim Anblick der Gesellschaft zusammenschrak, und sich eben wieder entfernen wollte, als Ninon ausrief:

„Treten Sie doch ein, mein Freund! — Ich glaube gar Sie wollen davongehen? — Monseigneur, meine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Herren, ich habe die Ehre Ihnen Herrn Charlier, einen jungen Architecten vorzustellen."

„Nun können Sie sich Ihre Frage selber beantworten!" sprach der Großprior zu Boisrobert mit höhnischem Lächeln. „Sehen Sie einmal den Knaben an, und dann den Künstler, den Freund. — Was meinen Sie zu den Zügen Beider? — Es ist ein wahres Glück, daß die Natur nicht immer so treu kopirt. Sie könnten sich nicht mit ruhigem Gemüth über die Straße wagen, und Desyvetaux, der gute Narr, hinge sich zuletzt an dem seidenen Bande auf, das sein Schaf um den Hals hat; denn daß ihm die schöne Schäferin, die er hütet wie seinen Augapfel, bei Zeiten dazu Gelegenheit geben wird, versichere ich Ihnen auf mein Rittergelübde. — Aber, que diable? Den Menschen da muß ich schon gesehen haben. — Wahrhaftig, ich habe ihn schon gesehn, und zwar in einer ganz andern Situation;" fuhr Vaudoncourt fort; er verwendete fortan kein Auge von dem jungen Manne und verfiel in tiefes Sinnen.

Der Eintretende hatte indeß die Gesellschaft mit dem feinsten Anstande begrüßt. Er war ein schöner hochgewachsener Mann, mit einem Körper voll Ebenmaß, auf dem ein Apollokopf saß. Auf die Bitte Ninons, ließ er sich im Kreise der Anwesenden nieder, und nahm so unbefangen an der Unterhaltung Thril, als ob er sich völlig unter seines Gleichen befände. Das Gespräch wendete sich inzwischen auf die Tagesliteratur, und Fräulein von Rabutin führte hier besonders das Wort. Ihre Bemer-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kungen vereinigten die größte Feinheit der Empfindungen mit Schärfe des Verstandes, und man konnte in ihrer Rede alle die Pointen, gepaart mit jener reizenden Nachlässigkeit, welche die Briefe der nachherigen Marquise de Sevigné so anziehend machen, bereits vorfinden. St. Evremont schlug endlich vor, Epigramme zu machen. Sie sollten kunstlos, aber beißend sein, irgend einen Anwesenden treffen, aber von ihm nicht mit Uebelwollen aufgenommen, sondern blos durch ein ähnliches Epigramm erwiedert werden. Dieser Vorschlag war zu sehr im Geschmack der Zeit, als daß er nicht von Allen mit großem Applaus aufgenommen worden wäre. Jetzt regnete es poetische Bosheiten von allen Seiten. Die Damen kamen am besten weg. Es war fast stets nur eine fausse attaque, die man gegen sie richtete; mehr würde die Galanterie nicht erlaubt haben. Auch der Prinz von Marsillac erfreute sich einiger Schonung. Am schlimmsten hatte es Desyvetaux. Der arme Philosoph erlag fast unter dem Epigrammenhagel, der von allen Seiten auf ihn herniederrasselte. Seine Jahre, seine Schäfernarrheit, seine Harfnerin, sein Schaf waren eben so viel Gegenstände zu epigrammatischen Dichtungen. —

Alle hatten jetzt ihren Witz so brillant wie möglich leuchten lassen, nur der Großprior hatte kein Epigramm gemacht, sondern still und mit boshaftem Lächeln die zärtlichen Blicke beobachtet, welche Ninon, wenn sie sich unbemerkt glaubte, dem jungen Künstler zuwendete.

„Nun, Herr von Vaudoncourt;“ rief Ninon neckend.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Sie dichten heute nicht? — Und doch fand ich, als Sie mir einst den Hof machten, alle Tage ein Gedicht auf meiner Toilette."

„Dies beweißt blos, daß kein anderer Gegenstand mich zur Dichtung begeistern kann, wie Sie," erwiederte lächelnd der Malteser.

„Wohlan! Also ein Epigramm auf mich;" sprach Ninon lachend. — „Sie schweigen? — Aha, ich weiß was Sie sagen wollen. Sie lieben mich nicht mehr. Dies aber ist einerlei. Sie sollen mich wider Willen besingen, und mir das Erlöschen Ihrer Liebe in einem Epigramm mittheilen."

„Sie wollen es?" sagte Vaudoncourt boshaft. „Wer könnte Ihren Befehlen ungehorsam sein, selbst wenn sie, wie der gegenwärtige, nur ungeschickt ausgeführt werden könnten."

Er legte jetzt eine Hand an die Stirn, blickte eine Minute starr vor sich hin, und sagte dann:

„Die Flammen sind verlöscht, und meine Thränen schwinden;
Wie konnt' ich Liebe doch für schwachen Reiz empfinden!
Nur meine Liebe lieh Dir Anmuth und Entzücken;
Sie flieht, und — keinen Reiz kann ich an Dir erblicken." —

Ninon sah Vaudoncourt mit den schönen, dunkeln Augen durchdringend, aber nicht unfreundlich an.

„Beißend, aber kunstgerecht und wahr gedichtet!" sagte sie sodann lächelnd. „Erlauben Sie, daß ich jetzt eben so aufrichtig bin, wenn ich auch — ich bin eine

schlechte Dichterin — mich zum Theil Ihrer eigenen Worte bediene." Sie sprach:

„Die Flammen sind verlöscht, und Deine Thränen schwinden? —
Für schwache Reize kann die Liebe nichts empfinden? —
Und Dein Liebe nur lieh Anmuth und Entzücken? —
Warum konnt' ich an Dir — von Allem nichts erblicken?" —

„Tres bien! — Gut gegeben! — Ah Mr. de Vaudoncourt! — Bien vous fasse!" schallte es rings im Kreise, und ein langanhaltendes Gelächter tönte auf Kosten des Malteſers, der gute Miene machte, und möglichst unbefangen scheinend am lautesten einstimmte. — Die Blicke Vaudoncourts nahmen jedoch einen Ausdruck an, als ob Satan ihm solchen geliehen hätte, und dieser sagte deutlich: „Sei versichert, ich werde Dir es zehnfach vergelten!" —

Der etwas penible Zeitvertreib, so sehr er auch im Geschmacke des Tages war, hatte allzuviel Bittersalz enthalten, als das der geistige Gaumen nicht allzuschnell hätte abgestumpft werden sollen. Marsillac bemerkte, daß es Zeit sei aufzubrechen, wenn man Paris noch bei Tageslicht erreichen wollte, und bald erhob sich die ganze Gesellschaft. In wenig Minuten war der Pavillon leer, nur Ninon und der junge Künstler blieben zurück, und belustigten sich mehrere Minuten an dem Anblick des siebenzigjährigen Schäferphilosophen, dem der Schöps, mit dem er querfeldein nach Arcadien zurückkehrte, durch sein störriges Wesen und den Heißhunger, mit dem er

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in die zur Seite des Weges liegenden Kohlfelder fuhr, viele Noth machte. — — —

Die Lustigkeit des jungen Mannes dauerte nur wenige Augenblicke, sie machte bald einem tiefen Ernste Platz, der von Ninon nicht unbemerkt bleiben konnte.

„Sie scheinen so mißgestimmt, so verstört, lieber Charles?" sagte sie, mit der schönen weißen Hand ihm über die Stirn fahrend. — „Kommen Sie, erheitern Sie sich bei dem Anblick unsers, Ihres Kindes!"

„Jetzt nicht, theure Ninon, jetzt nicht!" rief der Angeredete unruhig. „Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen, das mir wie ein Centner auf der Seele lastet. — Was aber," fuhr er verwirrt fort, „werden Sie von mir denken, wenn ich es thue? Sie werden mich nicht mehr lieben, mich hassen, vielleicht verachten."

„Was ist Ihnen, Charles?" fragte Ninon ängstlich. „Sind Sie in Verlegenheit, in Noth? Reden Sie. Entdecken Sie sich mir. Vielleicht kann ich Ihnen helfen. Meine Kasse — es ist zwar nicht viel darin — aber Sie steht Ihnen zu Diensten."

„Nein, nein! Das ist es nicht;" sagte Charles trübe lächelnd. „Wollte Gott, es wäre nichts als das! An Gelde hat es mir noch nie gefehlt."

„Nun also, frei heraus! Sagen Sie, was Sie quält;" sprach Ninon theilnehmend.

„Ninon," sagte der junge Mann, indem er ihre beiden Hände ergriff, „ich habe Sie betrogen!"

„Sie lieben mich nicht mehr!" rief Jene.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Ich liebe Sie nur allzusehr!“ erwiederte Charles. „Mein Betrug ist anderer Art. — Ich bin kein armer Künstler, für den ich mich ausgab, ich bin der Marquis —“

„Halt!“ rief Ninon, indem sie ihm lächelnd den Mund zuhielt. „Ich will keinen Namen. Für mich waren Sie der Architect Charlier, und zur Strafe müssen Sie es bleiben. — Sie haben mir, Gott weiß welche Vorschläge zu machen, wobei der Marquis in die Waagschale gelegt werden soll, damit aber ist es nichts. Ich bin die Geliebte des armen Künstlers, nicht die des Marquis, für uns giebt es kein anderes Verhältniß, als das worin wir eben stehen. Lieben wir uns nicht mehr, so sagen wir es uns offen und aufrichtig, und werden — Freunde.“

„Auch dies ist es nicht, was ich sagen wollte;“ sprach der junge Mann verlegen. „Ninon,“ setzte er verwirrt hinzu, „Sie müssen Alles wissen. Ich — bin verheirathet.“

„Es ist mir nicht lieb, daß Sie mir dies verschwiegen haben;“ sprach Ninon ernst. „Wenn Sie aber für gut hielten, es bis jetzt zu verschweigen, warum sagen Sie es jetzt?“ —

„Weil ich muß, weil ich gezwungen sein werde, auf einige Zeit Paris zu verlassen! — Meine Frau ist in Paris, ich sah sie aus dem Wagen steigen, und — ich glaube sie ist gekommen, um mich aufzusuchen.“

„Liebt Sie Ihre Gattin?“ fragte Ninon ernst.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Nein!“ erwiederte Charlier. „Sie hat mich nie geliebt.“

„Haben Sie solche aus Liebe geheirathet? Ist sie ein edles Weib?“ fragte Ninon nach einer Pause.

„Ich muß Beides mit ja beantworten;“ erwiederte der junge Mann verlegen.

„So kehren Sie zu Ihrer Pflicht zurück!“ sprach Ninon, indem sie Festigkeit in den Ton zu legen trachtete, aber ihre Stimme zitterte.

„Nein! — Nimmermehr!“ rief Charlier heftig. „Ich kann Sie nicht verlassen, ich kann Sie nicht aufgeben! — Wollte ich auch mir das Herz brechen, es wäre nicht möglich. Sollte ich mich von Ihnen, von unserm Kinde trennen, um mit einer Frau von achtungswerthem Charakter, aber kalt wie Eis, zu leben, von ihr nur geschont, geduldet, bemitleidet zu werden? Lieber sterben.“

„Ihre Frau wird Sie vielleicht lieben lernen, wenn Sie zu ihr zurückkehren;“ sagte Ninon mit mühsam errungener Fassung. „Was man verloren zu haben glaubt, erlangt doppelten Werth, wenn man es wiederfindet. — Weiß Ihre Frau um unser Verhältniß?“

„Bis jetzt wohl nicht, aber in wenig Stunden erfährt sie es;“ erwiederte Charlier in sichtlicher Bestürzung. „Sie setzte meine öfteren Reisen nach Paris früher auf Rechnung meiner Kunstliebe, endlich mag sie wohl Argwohn geschöpft haben. Morgen erfährt sie Alles. Jener Malteser, der Großprior Vaudoncourt hat mich

unfehlbar erkannt, wir trafen uns früher einigemal zu Lyon —"

„Ja dieser Mensch versäumt gewiß nicht die Gelegenheit, uns Verdruß zu bereiten, wäre es auch nur, sich an mir für die frühere Zurückweisung zu rächen!" fiel Ninon lebhaft ein. — „Wohlan, Charles, kommen Sie ihm zuvor!" setzte sie hinzu, indem eine Thräne über ihre Wangen rollte. „Sie nannten Ihre Gattin ein edles Weib. Kehren Sie zu ihr und Ihrer Pflicht zurück — sie verdient es — entdecken Sie ihr Alles; sie wird Ihnen vergeben, denn sie wird sich sagen, daß ihre Kälte Sie von ihr entfernte; und sie also selbst einen Theil der Schuld trägt."

„Nein, Ninon, ich kann nicht!" rief Charlier heftig. „Wollte sie mir vergeben, ich — könnte mir nicht vergeben lassen. Auch täuschen Sie sich, wenn Sie diese Großmuth bei ihr voraussetzen. Ihr kaltes Herz brachte sie nie in die Möglichkeit, einen Fehltritt dieser Art begehen zu können, sie kann ihn folglich niemals verzeihen. Dazu ist ihr weiblicher Stolz beleidigt, und dies vergiebt sie nie."

„Was denken Sie also zu thun?" fragte Ninon.

„Ich würde mich von ihr trennen," erwiederte Charlier, „aber schon der ausgesprochene Wunsch, diese Ehe aufzulösen, wäre das Signal zu einer Einsperrung in die Bastille oder Chateau d'If. Der Kardinal hat diese Verbindung, auf meine und meiner Verwandten dringende Bitten, einst selbst vermittelt."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Ja, dann ist eine Trennung unmöglich, und Sie, mein Freund — vielleicht wir beide — sind in großer Gefahr!" sprach Ninon in lebhafter Besorgniß. „Es bleibt mithin kein Mittel für Sie, als Aussöhnung mit Ihrer Frau — für mich bin ich unbesorgt, und alle Kardinäle der Welt sollen mir nicht meine gute Laune verderben — oder Flucht über die Gränzen Frankreichs."

„Zu dem letztern Mittel werde ich greifen, wenn ich sehe, daß ich entdeckt bin;" sagte der junge Mann. „Ohne Pässe ist es indeß gegenwärtig fast unmöglich, über die Gränze zu gelangen; sie zu erhalten, werde ich ein kühnes Mittel wählen. Ich stelle mich Morgen bei dem Lever des Kardinals ein, spreche dort von einer Reise nach Italien, die ich in zwei bis drei Wochen anzutreten gedenke, bitte um den Befehl zur Ausfertigung der nöthigen Reisepässe, und — reise in dem Augenblick ab, in welchem solche in meinen Händen sind."

„Es ist ein gewagtes Mittel;" sagte Ninon besorgt. „Und dann — wo wollten Sie hinfliehen, wo Richelieus Arm Sie nicht zu erreichen vermöchte?"

„Nach Oesterreich reicht er nicht!" sagte Charlier schnell. „Dort gehe ich hin, sobald ich Frankreichs Gränze hinter mir habe."

„Nach Oesterreich? — Sie versperren sich auf ewig den Rückweg. Dies vergiebt Ihnen der Kardinal niemals;" rief Ninon.

„Er ist kränklich, die Aerzte zischeln sich ins Ohr,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

er habe nicht ein Jahr mehr zu leben;" erwiederte der Vorige.

„Frankreich hätte dann einen großen Mann weniger. Ich wollte nicht, daß dieser Umstand Ihnen allein den Rückweg bahnte;" sagte Ninon kopfschüttelnd. „Ich hasse den Kardinal, aber Frankreich würde seinen Verlust schmerzlich empfinden."

Ninon und ihr Geliebter unterhielten sich noch lange Zeit über dessen Plan zu einer schleunigen Reise ins Ausland. Die Rathschläge, die ihm die Freundin gab, waren so scharfsinnig, als in jeder Beziehung uneigennützig, und man hätte kaum glauben sollen, daß sie aus dem Munde eines Weibes kämen, deren ganzes Leben eine Kette von Unbesonnenheiten und Leichtsinn gewesen war. — Es graute der Morgen bereits, als Charlier das Landhaus verließ, und nach Paris zurückeilte. —

Wie wir bereits früher erwähnten, herrschte in jener Zeit Ludwig der dreizehnte über das schöne, aber stets unruhige Frankreich. Es fehlte diesem Monarchen nicht an Fähigkeiten, aber diese waren nicht durch eine gute, für einen Regenten geeignete Erziehung ausgebildet worden. Er hatte einen schwachen Körper, einen von Natur furchtsamen Charakter, er fühlte, daß seine Schultern zu schwach seien, die schweren Regierungssorgen allein auf sich zu nehmen, und das Glück hatte ihm einen Riesen zugeführt, der wohl geeignet war, diese Last zu tragen. Dieser geistige Riese war der ehemalige Bischof von Luçon, Armand du Plessis, Kardinal von Riche-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lieu. Er besaß alle die Fähigkeiten, welche ein Premierminister Frankreichs in den schwierigsten Verhältnissen bedurfte, und einen Geist, der alle Fehler seines Herrn hinlänglich ersetzte. Er bot alles auf, den König groß zu machen, er gab seinen Schwachheiten nach, er erweiterte seine Macht, und wenn er auch in der Wahl der Mittel, um diese Zwecke zu erlangen, nichts weniger als scrupulös war, wenn er auch nicht die Moralität und das Recht sehr dabei zu Rathe zog, so mußten ihm doch selbst seine Feinde das Prädicat eines großen Mannes zugestehn und selbst die Nachwelt hat ihm dieses nicht streitig machen können. — Drei Grundsätze waren es vorzüglich, welche Richelieus ganze Handlungsweise bestimmten. Er behauptete, daß die Regierung des Königs weder sicher noch glorreich sein könne, bis diese siegreich ins Leben getreten wären. Der erste war: die gänzliche Unterdrückung der Protestanten; so lange diese nicht bewirkt, so lange noch feste Städte in deren Händen wären, meinte Richelieu, wäre der König nicht Herr in seinem Lande. Ewig denkwürdig wird in dieser Beziehung die Belagerung von Rochelle bleiben, wo sich Richelieu an die Spitze eines Heeres stellte, und durch Erbauung eines Riesendammes, die Stadt von der Hülfe, die ihr die Engländer vom Meere aus bringen konnten, abschnitt. Er bewies sich hier als General größer wie Wallenstein vor Stralsund. Sein zweiter Grundsatz war: die Demüthigung der Prinzen von Geblüt und der Großen, welche nur allzugern Verschwörungen anzettelten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Er wagte, was keiner gewagt, er zwang die Mutter des Königs und dessen einzigen Bruder zur Flucht, und schickte einen Montmorency auf das Schaffot. — Seine dritte Maxime war: daß keine fremde Macht Frankreich überlegen sein dürfe, am wenigsten, wenn diese eine Nachbarin Frankreichs sei, und nie hat wohl das Haus Habsburg einen gefährlichern Feind gehabt, als Richelieu, der ihm dies jenseits der Pyrenäen und diesseits des Rheins zu beweisen trachtete. — Obwohl der König diese Grundsätze, die seinen eigenen Neigungen ungemein zusagten, da er die Hugonotten wie den Adel haßte und nicht ohne Ehrgeiz war, gern adoptirte, so war er dennoch dem Kardinal im tiefsten Grunde seines Herzens abgeneigt; er mißgönnte und beneidete ihm eine Größe, von der er doch der einzige und alleinige Urheber war. Bei alledem war dieser Umstand leicht erklärlich, weil dem König bei seinem natürlichen Verstande nicht verborgen bleiben konnte, daß der Kardinal von Allen, als der Ausfluß der Größe, Macht und Gnade, dem sich alle Gesichter zuwendeten, angesehen wurde. Wie aber die größten Männer oft sonderbare Schwachheiten haben, so theilte Richelieu mit ihnen eine — und zwar eine, die wir auch an dem größten Manne der neuesten Zeit zu bemerken Gelegenheit hatten — die Schwäche auch in kleinen Dingen, selbst in Familienangelegenheiten, Alles selbst bestimmen, überall selbst eingreifen zu wollen. Bei seiner Unbekümmertheit um die Wahl der Mittel ward diese Schwäche oft von der Unredlichkeit zu ihrem

Vortheil ausgebeutet, und dem Redlichen gereichte sie vielfach zum Verderben. Daß unter solchen Umständen das Vorzimmer des Kardinals weit mehr wie das des Königs von Hoffenden, Fürchtenden, Begehrenden belagert war, versteht sich von selbst. Dazu kam, daß Richelieu, kühn wie er war, mit seinen Erklärungen eben nicht hinter dem Berge hielt. Als der mächtige Marschall Ornano in die Bastille geschickt ward, gerieth sein Freund und Gönner, der Herzog von Orleans, darüber ganz außer sich, und er fragte den Kardinal: „ob es auf seine Veranlassung geschehen sei?" Ruhig und mit Eiseskälte erwiederte ihm dieser: „Ja, Monseigneur, ich war einer von Denen, die dazu riethen." — Als die Spanier nur zwei Tagemärsche von Paris, und die Pariser deshalb auf Richelieu außerordentlich aufgebracht waren, sagte Bullion, sein Vertrauter, scherzweise zu ihm: „ich bin noch zehnmal verhaßter als Sie, aber ich gehe blos von zwei Bedienten begleitet durch die Stadt." Sogleich stieg Richelieu zu Pferde, ritt ohne alle Begleitung durchs Volksgedränge, und der Pöbel — der ihn übrigens haßte — jubelte ihm deshalb stürmischen Beifall zu. Richelieu stand auf einer solchen Stufe, daß man wohl von ihm sagen könnte: „Es gab Niemand, der ihn geliebt, aber auch Niemand, der ihn seiner großen Geisteseigenschaften wegen nicht geachtet hätte. — —"

Aus den eben angeführten Gründen war der Pallast des Kardinals an dem Tage, der auf jenen folgte an dem die Gesellschaft in Ninons Landhause versammelt

gewesen, mit Supplicanten aller Art vom frühen Morgen an angefüllt. Man sah Männer mit dem blauen Bande geschmückt, sich auf das Freundlichste und Angelegentlichste bei einem alten Kammerdiener des Kardinals nach der Nachtruhe des Letztern erkundigen, und auf die Nachricht, daß Sr. Eminenz sehr gut geschlafen, mit verklärtem Gesicht nach dem Audienzzimmer eilen. Dieses war, obwohl es noch früh am Tage, heute überaus angefüllt. Hier sah man eine Gesellschaft, die den höchsten Ständen angehörte. Man konnte an den muntern oder niedergeschlagenen, an den ruhigen oder sorgenhaften Zügen der meisten Mitglieder derselben bemerken, ob spezielle Wünsche und Erwartungen, oder die Gewohnheit dem mächtigen Manne, der Frankreich in seiner Hand hielt, ihre Anhänglichkeit zu bezeigen, sie hierhergeführt. In dem obern Theile des prachtvoll decorirten Salons, unweit eines venetianischen Spiegels, von einer enormen Breite und Höhe, befanden sich ein paar Gruppen, welche zwei Männer umgaben, die der Gegenstand der größten Aufmerksamkeit der Umstehenden waren. Beide waren Mitglieder des geistlichen Standes, aber dies und die Gunst des Kardinals war so ziemlich das Einzige, was sie mit einander gemein hatten. Der Eine war in der Kleidung der Weltgeistlichen. Er schien ein kräftiger Mann in den besten Jahren, seine Rede war ziemlich laut, und ließ einen ausländischen Accent hören. Einige italienische und französische Schwüre, mit denen sie gespickt war, ließen in dem Abbé Giulio Mazarini, den

inftigen Kavalleriekapitain, der es endlich zum Kardinal und Nachfolger Richelieu's bringen sollte, ahnen. Er theilte den Umstehenden die Nachricht des so eben eingegangenen Sieges über die Spanier zur See, welchen der Duc de Breze errungen hatte, mit. — Der zweite jener Männer war ein Greis in Kupuzinertracht. Er hustete viel, sprach leise, kaum vernehmbar, aber dem Manne in der härenen Kutte, mit dem Stricke um den Leib, den bloßen Füßen, dem langen weißen Barte, ward eine fast noch größere Aufmerksamkeit wie dem Abbé gezollt; man sah in ihm das alter ego Richelieu's. Er war sein erster und einziger Vertrauter, der berühmte Pater Joseph. —

Unter den übrigen Anwesenden befanden sich zwei Mitglieder der, am vorigen Tage bei Ninon de Lenclos versammelt gewesenen Abendgenossen. Der eine davon, der Großprior Wilhelm von Vaudoncourt, lehnte mit untergeschlagenen Armen in einer Fensterbrüstung, und blickte mit boshaft triumphirendem Lächeln von Zeit zu Zeit auf einen jungen Mann, in der Tracht der höhern Stände, dessen Gesicht tiefe Besorgniß ausdrückte. Es war dies derselbe, den der Leser als den Geliebten Ninons, den Architecten Charlier, kennen gelernt. Eben hatten die, welche den Pater Joseph umgaben, diesen auf einen Moment verlassen, aus der junge Mann rasch zu dem Greise trat.

„Haben Sie meines Wunsches bei Sr. Eminenz vielleicht wohlwollend gedacht, hochwürdiger Vater?"

sprach er stockend. „Dürfte ich hoffen, meine Bitte baldigst gewährt zu sehen?"

Der Kupuziner richtete das erloschene, tiefliegende Auge einen Moment starr auf den Sprechenden, verbeugte sich und sagte mit eintöniger Stimme:

„Sr. Eminenz wünschen den Herrn Marquis selbst zu sprechen."

Der junge Mann schien von den einfachen Worten heftig zusammenzuschrecken, sein Gesicht überlief eine Röthe, die eben so schnell wieder verschwand, und er schien eine zweite Frage an den Alten richten zu wollen, als eine Bewegung unter den Anwesenden sichtbar ward, und eine helle Stimme ausrief: „Sr. Eminenz!"

Eine Flügelthüre öffnete sich in diesem Momente, und der Mann, dessen Name damals durch ganz Europa hallte, trat ein. Sein Gesicht war hager und außerordentlich scharf markirt. Auf der Stirn und in dem etwas tiefliegenden, durchdringenden Auge waren die Eigenschaften eines Generals und großen Staatsmanns deutlich zu lesen. Das dünne, ergrauende Haar war von einem kleinen, purpursammtnen Käppchen bedeckt, die hagern Glieder umschloß ein violetter Talar, mit einer eben solchen Schärpe. Von Schmuck irgend einer Art war nur ein kostbarer Solitair an einem Finger der linken Hand zu erblicken, eine unbedeutende Stickerei bedeckte die violettsammtnen Schuhe, welche die purpurseidenen Strümpfe sehen ließen. Richelieu erwiederte die tiefen Verbeugungen der Anwesenden auf eine verbind-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

liche Weise, und wendete sich sodann zu zwei heil. Geist-Rittern, mit denen er ein paar Worte sprach, und dann in der Gesellschaft die Runde machte. Das, was er fragte oder sprach, war kurz und bestimmt, im Allgemeinen kalthöflich. Wie er bei Vaudoncourt vorbeikam, sagte er das einzige Wort: „Anwesend?" im Frageton. Es schien sich auf eine dritte Person zu beziehen. Der Großprior beantwortete es durch eine tiefe Verbeugung.

Jetzt nahte sich der Kardinal dem Geliebten Ninons. Er wollte ihm eben verübergehn, als er sich plötzlich besann.

„Sie machen architectonische Studien, Herr Marquis, und wollen deshalb nach Italien reisen?" sagte er mit zweideutigem Lächeln. „Sie haben mir einst ein Heft Zeichnungen, Militair-Baukunst betreffend, überreicht. Es verrieth Talent. Ich werde Sorge tragen, Ihnen Gelegenheit zu verschaffen, feste Plätze zu studiren."

Der junge Mann suchte umsonst ein Wort hervorzubringen. Wie er zur Besinnung kam, war der Kardinal schon im Gespräch mit einem Dritten.

Die Audienz dauerte längere Zeit. Alle Blicke hingen an den Lippen des allmächtigen Mannes, von welchem zwei Worte genug waren, um den Niedrigsten, der in den Gränzen des großen Reiches lebte, auf den Gipfel des Glanzes zu heben, oder in die Nacht des tiefsten Kerkers zu stürzen. Endlich entließ der Kardinal mit einer leichten Verbeugung die Gesellschaft, und zog sich,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gefolgt von dem Pater Joseph, in sein Kabinet zurück. Charlier — denn so wollen wir ihn noch nennen — stand einen Augenblick unentschlossen, was er beginnen sollte. Sollte er bleiben, oder fliehen? Was hatte ihm der Kardinal zu sagen? Erwartete ihn die ehrenvolle Gewährung seiner Bitte, oder die Bastille? Diese Fragen wiederholte er sich mehrmals, ohne sie beantworten zu können, als er endlich bemerkte, daß außer dem Großprior Vaudoncourt, der unbeweglich wie eine Bildsäule an der Fensterbrüstung lehnte, Niemand mehr im Zimmer war. Sein Auge fiel unwillkührlich auf das des Malteſers, er sah, wie sich dessen Mund zu spöttischem Lächeln verzog. Im Innersten empört, wollte er eben auf diesen zutreten, um ihn zu fragen: ob er ihm etwas mitzutheilen habe? als sich die Thüre des Kabinets öffnete, und der Pater Joseph heraustrat.

„Sr. Eminenz wünschen den Herrn Marquis de Gersay zu sprechen!" sagte er, an dem jungen Manne mit einer leichten Verbeugung vorübergehend, trat dann zu Vaudoncourt, sprach mit diesem heimlich einige Worte, und der Malteser verließ, von dem Kapuziner langsam gefolgt, das Zimmer.

Ein Thürsteher öffnete jetzt das Kabinet des Kardinals und der junge Mann trat ein. Es war ein kleines Zimmer ohne allen Schmuck. Die Wände waren mit Landkarten und Festungsplänen behangen. Ein einfacher, schwarzer Arbeitstisch, und ein eben solches mit einer Menge bunter Mappen gefülltes Repositorium standen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

am obern Ende des Zimmers. Ueber dem Arbeitstische an der Wand hing ein Kruzifix von Ebenholz und Elfenbein, und zu den Füßen des letztern stand eine unansehnliche Stutzuhr, die indeß ein kleines Kunstwerk war, und jetzt sich, nachdem sie durch die Hände mehrerer Personen gewandert, in denen eines deutschen Dichters befindet.

So wie unser Bekannter eintrat, fand er den Kardinal neben dem Arbeitstische stehend, den Arm auf den vor dem letztern befindlichen rothsammetnen Armstuhl gelehnt, und die durchdringenden Augen Richelieu's starr auf sich gerichtet.

„Treten Sie näher, Herr von Gersay!" sagte er zu dem, zögernd in der Entfernung stehenden jungen Manne. Der Ton, in welchem Richelieu sprach, war kalt und ruhig; man konnte durchaus nicht bemerken, daß irgend eine Leidenschaft den Sprechenden bewege.

„Sie wollen," sagte der Kardinal, als der junge Mann sich in seiner Nähe befand, „nach Italien reisen. Unstreitig faßten Sie diesen Entschluß, um sich den unwürdigen Banden, die Sie gefesselt halten, zu entreißen. — Ich will glauben," setzte er nach kurzer Pause, in welcher Jener in Verwirrung schwieg, hinzu, „daß dies der Grund war, warum Sie Pässe verlangten. Jeder andere würde die Schale Ihres Unrechts nur noch mehr sinken machen."

„Ich bekenne — ich weiß nicht" — stammelte der Angeredete.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„O sprechen wir offen und einfach von der einfachen Sache;“ versetzte Richelieu kalt. „Sie befinden sich seit einem Jahre, unter dem Namen Charlier, abwechselnd in Paris, und stehen mit Ninon de Lenclos in einem Verhältniß. — Ist es nicht so?“

„Ich will es nicht läugnen;“ sagte der Marquis, der sich inzwischen mehr gesammelt hatte. „Ich weiß indessen nicht —“ Er stockte.

„Warum ich von der Sache Notiz nehme?“ fragte der Kardinal ruhig. „Ich könnte Ihnen sagen, daß es Sr. Majestät ungnädig vermerken, wenn von Personen, die den ersten Familien des Landes angehören — welches mit Ihrer Gemahlin der Fall ist — in Affairen dieser Art viel Eclat gemacht wird, ich habe indeß noch einen andern Grund. — Als Sie, Herr Marquis,“ fuhr Richelieu nach kurzer Pause fort, indem seine Stimme sich etwas mehr erhob und in den Ton sich etwas Drohendes einmischte, „als Sie und Ihr Oheim in mich drangen, Ihnen mein Vorwort bei der Werbung um die Hand des Fräuleins von Rochechouart zu gewähren, ward ich Bürge für Ihr Benehmen. — Herr von Gersay, Sie haben Ihren Bürgen kompromittirt.“

Die letzten Worte Richelieu's trugen nicht den Ausdruck des Zornes, sie wurden nicht mit Heftigkeit ausgestoßen, aber es lag ein Ausdruck der Strenge darin, welche den Marquis, der die Folgen leicht berechnen konnte, erbeben machte.

„Ich bekenne,“ sagte der Marquis, sobald er zur

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Fassung gekommen war, „daß ich Unrecht habe; Unrecht gegen Ew. Eminenz und gegen meine Gattin. In erster Beziehung habe ich keine Entschuldigung, in letzterer würde sie mir vielleicht nicht fehlen, wenn ich anklagen wollte. Ich will dies jedoch nicht, und sollte Frau von Gersay eine Trennung —"

„Kein Wort davon!" unterbrach ihn der Kardinal kalt. „Sie verwendeten sich bei mir wegen dieser Verbindung, und diese ward dadurch auf ewig geschlossen. Ich dulde kein Spiel der Laune, wo mein Wort eingemischt ward. — Sie haben," fuhr er im ruhigsten Tone fort, „unter zweierlei Dingen die Wahl: Die Bastille — und ich fürchte, der König wird nie geneigt sein, Sie zu begnadigen — oder Sie brechen jedes Verhältniß mit Ninon ab, und begeben sich nach der Provence auf Ihre Güter, welche Sie, ohne specielle Erlaubniß Sr. Majestät, nie verlassen dürfen. — Sie wählen natürlich das Zweite? — Wohlan, so sind meine Bedingungen erfüllt; die, welche von Seiten der Frau von Gersay hinzugefügt werden dürften, wollen wir jetzt hören." — —

Der Kardinal schellte. Ein Herr in gesticktem Rocke, einen kleinen silbernen Degen an der Seite, trat ein. Er schien eine Art Gentilhomme du service vorzustellen.

„Die Frau Marquise und ihr Begleiter!" sagte der Kardinal, und Jener entfernte sich.

Nach wenigen Augenblicken ward die Thüre geöffnet. Der Großprior Wilhelm von Vaudoncourt trat ein. Er hatte seinen Arm einer Dame von imposantem Aeußern

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geliehen. Sie war groß, voll Ebenmaß und herrlicher Haltung. Ihre feinen Züge waren kalt und ernst, aber von einer höchst regelmäßigen Schönheit. Sie trugen ganz den Typus, den wir auch noch in unsern Tagen bei vielen Frauen des altfranzösischen Adels, der nur selten seine Landsitze in der Touraine verläßt, wiederfinden. Nach einer tiefen Verbeugung vor dem Kardinal begrüßte sie kalthöflich den Marquis, und ließ sich auf den Wink des Ersteren auf einem Stuhle nieder. Richelieu nahm jetzt gleichfalls Platz. Der Großprior blieb mit hönischem Lächeln einige Schritte seitwärts stehen.

„Madame," sagte Richelieu höflich, „Herr von Gersay wird gewiß in kurzem noch mehr wie jetzt bedauern, Ihnen Kummer gemacht zu haben. Er wird das Verhältniß, in das er sich unüberlegterweise eingelassen, augenblicklich abbrechen und Sie nach Ihrer Heimath begleiten. Er wird solche vor der Hand nicht mehr verlassen, noch Ihnen Gelegenheit geben —"

„Bei einem Manne," fuhr der Marquis, empört von der Rolle, die er spielte und dem Lächeln des Maltesers, auf, „bei einem Manne, wie Herr von Vaudoncourt Hülfe zu suchen."

Ein strenger Blick des Kardinals und ein Wink der Hand gebot dem Sprechenden wie seinem Gegner Stillschweigen.

„Sie irren sich, mein Herr," sagte die Marquise kalt, „wenn Sie meinen, daß ich die Vermittlung des Herrn Großpriors, obwohl er ein Verwandter meines

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hauses ist, in Anspruch genommen. Ich hätte selbst seiner Anerbietungen nicht bedurft, um zu erfahren, was weniger unbekannt ist, als Sie denken. Sie würden mir gleichfalls Unrecht thun, wenn Sie meinten, daß Eifersucht mich nach Paris getrieben. Wo niemals Liebe war, kann auch nicht Eifersucht stattfinden. Sie werden nicht sagen können, daß ich Sie mit der geringsten Klage dieser Art behelligte, obwohl mir längst bekannt war, daß eine unwürdige Leidenschaft Sie zu den wiederholten Reisen nach Paris veranlaßte. Habe ich Sie je zurückzuhalten gesucht, habe ich Sie nur an Ihre Pflicht, an Ihre Versprechungen und Schwüre erinnert? Gewiß niemals! Ich that es darum nicht, weil ich nie an diese geglaubt. — Wenn Sie aber" — fuhr die Marquise nach einer Pause fort — „Ihre Versprechungen, Ihr gegebenes Wort vergaßen, so können Sie darum nicht verlangen, das ich auch das meinige vergessen sollte, das einzige Verlangen, daß ich je an Sie richtete: meine Ehre zu schonen. — Dies haben Sie nicht gethan. Sie sind eine Verbindung mit einer Person eingegangen, die geistreich, interessant, aber berüchtigt ist, und weshalb Ihr Verhältniß nicht unentdeckt bleiben konnte. Hätten Sie eine andere Wahl getroffen, wäre diese Verbindung verborgen geblieben, wahrlich, ich hätte Sie nicht belästigt, aber als ich einen Wink erhielt, daß Ninon de Lenclos Sie in ihren Fesseln halte, so kam ich, denn ich wußte, daß Ihr Geheimniß nicht verborgen bleiben könne."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Ich gestehe gern, Madame, daß ich Unrecht habe,“ sagte Gersay beschämt; „aber würde es mich nicht entschuldigen, wenn ich sagte, daß Sie, obwohl Sie alle Pflichten einer Frau aufs Strengste erfüllten, sich mir dennoch nie als liebendes Weib gezeigt, niemals die feurigste Liebe erwiedert —“

„Tadeln Sie mich deshalb nicht, mein Herr, klagen Sie mich deshalb nicht an,“ sagte die Marquise, indem ihr stolzer Blick einen Moment dem des Kardinals begegnete, „ich habe Ihnen nicht mehr versprochen, als ich fühlte halten zu können. Sie wollten diese Verbindung, Sie wollten sie mit allen ihren Folgen. Hat Manneseitelkeit Ihnen diese verhehlt, so dürfen Sie wenigstens nicht mich anklagen. — Besorgen Sie übrigens nicht, daß Sie wegen des Vergangenen aus meinem Munde Vorwürfe hören werden,“ setzte sie mit stolzem Lächeln hinzu: „diese wären meiner gänzlich unwürdig.“

„So wäre also die Sache für jetzt beseitigt;“ sprach Richelieu kalt höflich, und als ob er die Unterhaltung abbrechen wollte.

„Entschuldigen Ew. Eminenz;“ fiel die Marquise ein. „Ninon de Lenclos hat aus ihrem Verhältnisse mit Herrn von Gersay kein Geheimniß gemacht, sie rühmt sich öffentlich eines Knaben, der sein Ebenbild sein soll. Sie zeigt das Kind Jedem mit einer Art von Triumph. Dies darf nicht sein. Ich darf nicht dulden, daß der Name eines Mannes, mit dem ich durch die Bande der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kirche verbunden bin, auf diese Weise kompromittirt werde. Ich verlange die Auslieferung dieses Kindes."

„Wie," rief der Marquis mit allen Zeichen des Schreckens, „Sie wollen sich wegen dem, was ich an Ihnen verbrach, an einem Säuglinge rächen?"

„Wer sagt Ihnen dies, Herr von Gersay?" rief die Marquise mit allem Stolze des Bewußtseins. „Bis jetzt habe ich Sie bedauert, machen Sie nicht, daß ich Sie verachten müßte."

„So geschieht es, um an der Mutter des Kindes Rache zu nehmen?" rief der Marquis.

„Ich dulde nicht, daß jenes Geschöpf mit dem Kinde des Mannes prahle, dessen Namen ich zu tragen verpflichtet bin;" sprach Frau von Gersay fest.

„Das ist nicht Ihr einziger Gedanke; Sie haben einen andern;" rief Jener heftig.

„Ja, mein Herr, ich habe ihn!" sagte die Marquise, indem sie ihrem Gatten fest ins Auge sah. „Ich will den Sohn meines Gemahls nicht unter den Einflüssen seiner unwürdigen, leichtsinnigen Mutter lassen, ich will ihm eine würdigere Erziehung geben. Die Tugenden des Sohnes sollen die Fehler des Vaters wieder gut machen. Ich selbst will dies Kind, und zwar unter Ihren Augen, erziehen. Dies soll meine einzige Rache sein. — Jetzt, mein Herr, wissen Sie meine geheimsten Gedanken;" setzte sie mit feierlichem Tone hinzu. „Können Sie hierher treten und feierlich auf Ihr Wort als Edelmann und Mann von Ehre erklären, daß Sie mich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

für fähig halten, eine andere, unwürdige Absicht dabei zu haben — wohlan, dann will ich von meiner Forderung abstehn."

„Charlotte," sagte der Marquis, indem er sich beide Hände auf die Augen drückte, „ich bin Ihrer nicht werth. Ich bin niemals Ihrer werth gewesen."

„Ihre Forderung ist gerecht;" sagte Richelieu nach einigem Nachdenken. „Das Kind gehört dem Vater, dieser lebt mit Ihnen, unter seinen Augen soll es erzogen werden. — Ich werde Befehl geben, Madame, daß Ihnen das Kind ausgeliefert wird."

„Ich, ich selbst werde es Ihnen bringen!" rief der Marquis. „Ich werde mit der Mutter sprechen, sie beruhigen —"

„Und das Kind begehren?" fragte die Marquise ernst. „Nein, mein Herr! Ninon Lenclos darf meinen Gatten keine, seiner unwürdige Rolle spielen sehen. Mich mag sie hassen, mich verdammen; sie kennt mich, sie kann mir nicht zutrauen, daß sie ihr Kind in üble Hände liefere."

„Nein! — Nein!" rief der Marquis. „Ich bitte, ich beschwöre Sie, Madame, bringen Sie der Aermsten nicht zuerst diese Schreckensnachricht! — Würden Sie es ihr verdenken können, wenn Sie meinte, Sie kämen, um sich an ihrem Schmerz zu weiden? Würde Ihr Stolz es ertragen können, wenn die Erbitterte Sie mit allen Vorwürfen überhäufte, welche die Angst des furchtbaren Augenblicks der gekränkten Mutter in den Mund

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

legen dürfte? — O, Ew. Eminenz, erlauben Sie, daß ich zuerst —"

„Sie dürfen Mademoiselle de Lenclos niemals wiedersehn;" versetzte kalt der Kardinal. „Sie, Madame, werden das Kind aus der Hand seiner Mutter empfangen, doch soll diese vorher davon unterrichtet werden. — Herr von Vaudoncourt, ich beauftrage Sie mit dieser Sendung, deren Ausführung ich Ihrer Discretion anvertraue."

Der Malteser verbeugte sich, und sein Auge funkelte von Schadenfreude. Der Marquis war wie vernichtet; plötzlich ermannte er sich, er wollte sprechen, aber der Kardinal erhob sich von seinem Sessel.

„Ich nehme an," sagte er mit Eiseskälte im Tone zu dem Marquis und seiner Gattin, „Ihr eheliches Misverhältniß ist, so weit es die konventionellen Verhältnisse fordern, ausgeglichen. Es würde mir sehr unangenehm sein, zum zweitenmale von einem ähnlichen zu hören."

Die Art, wie er diese Worte sprach, ließen bei den Anwesenden keinen Gedanken an eine Erwiederung aufkommen. Sie verließen das Kabinet des Kardinals. —

Der Nachmittag dieses Tages war für Ninon de Lenclos der furchtbarste ihres Lebens. Sie hatte bis dahin das Leben nur im Leben gesucht. Ein Hang zur Ungebundenheit, ein Drang zu einer Freiheit im Denken und Handeln, die sich über den Zwang des Herkommens, wie über den der äußern Verhältnisse leicht hinwegsetzt, hatte sie bis dahin nur allein beherrscht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wie hätte es auch anders sein können! Ihre Mutter, obwohl sie die einzige Tochter zärtlich liebte, hatte einen sehr beschränkten Verstand und viel Liebe zur Einsamkeit gehabt; die einzige Zerstreuung derselben waren Betübungen gewesen, ihre alleinige Beschäftigung das Messegehen oder das Lesen in Erbauungsbüchern. Der Vater Ninons hielt sich dagegen für einen Philosophen, und folgte den Lehren Epicurs. In diesen suchte er die wahre Weisheit, und trachtete auch die Tochter in diesem Geiste zu erziehen. Im zwölften Jahre hatte Ninon bereits Alles gelesen, was Montaigne und Charon geschrieben hatten, und eine Menge kleiner Talente waren ausgebildet worden, die sie in allen Gesellschaften bewundert, und als sie erwachsen war, zum Mittelpunkt derselben machten. Als sie am Sterbebette des Vaters, den Ninon zärtlich liebte, saß, drückte ihr der Sterbende die Hand und sagte: „Du siehst, meine Kind, daß Alles, was in diesem Augenblicke mir übrig bleibt, nur eine traurige Erinnerung an die Vergnügungen ist, die jetzt mich fliehen. Die Freuden des Lebens konnten nicht ewig dauern, und das ist das Einzige, worüber ich mit der Natur zürne. Du, die Du noch zu leben hast, benutze die kostbare Zeit, und sei niemals über die Zahl Deiner Vergnügungen verlegen, sondern bedenke blos die Wahl derselben.“ — Kann etwas in den Geist der damaligen Zeit, den Sinn, der die Gesellschaft belebte, einen tiefen Blick thun lassen, so ist es diese Rede eines sterbenden Vaters, gerichtet an eine sechzehnjährige blühende

Tochter. Sie erklärt nicht allein das Leben Ninons, sondern auch eine Umwälzung aller socialen Verhältnisse Frankreichs, die, obwohl über hundert Jahre später eintretend, dennoch lange vorher, durch innere Fäulniß und Verdorbenheit in den höhern Volksklassen motivirt und nothwendig geworden war, indem der Staatskörper wie der menschliche Krankheitskrisen hat, wo, wenn auch unter schweren Kämpfen, die Regenerationskraft die materia peccans zersetzt und das Abgestorbene ausstößt. —

Wie aber oft das Gift auch das Gegengift mit sich führt, so war der Leichtsinn Ninons durch den Geschmack, der ihr beiwohnte, und der durch ihre Kunstfertigkeit bedingt worden war, dennoch nie so weit ausgeartet, um sie bis in den Schlamm der Gemeinheit sinken zu lassen. Sie hatte sich ein reges Gefühl, Achtung für die Vollkommenheiten, die sie selbst nicht theilte, besonders für häusliche Tugenden, einen sanften Charakter, einen zarten Sinn für höhere Geistesrichtung erhalten, vor Allen wußte sie selbst gegen ihre Gegner gerecht zu sein. Nur gegen einen derselben — der, trotz ihrer offenen Abneigung, sie dennoch unaufhörlich mit seiner Neigung gequält — hatte sie sich dann und wann eine Härte erlaubt. Gerade dieser Mann, der Großprior Vaudoncourt, nun war es, der mit bedauernden Worten, aber teuflischer Schadenfreude im Gesicht, mit Richelieu's Befehl in der Hand, vor Ninon getreten war und ihr Kind gefordert hatte. — So leichtsinnig Ninon ihren Erstgebornen, den nachher unter dem Namen des Ritters de

la Boissiere bekannten Sohn, seinem Vater dem Marschall d'Estrées ausgeliefert hatte, so unmöglich schien es ihr, sich von dem zweiten zu trennen. Der Schlag, der sie traf, hatte sie furchtbar überrascht. Daß ihr Geliebter kein armer Architect Charlier war, hatte sie geahnt, daß sie aber in ihm den Marquis de Gersay, den Gemahl Charlottens de Rochechouart, der Stolzen, der sie niemals gewogen gewesen, wiederfinden, daß sie der Feindin ihr Kind ausliefern solle, mit diesem Gedanken sich vertraut zu machen, schien ihr unmöglich. Alles was Zorn, Muttergefühl, selbstberechnender Verstand, insoweit er sich bei solcher Aufregung geltend machen konnte, ihr eingaben, hatte sie Vaudoncourt entgegengesetzt. Dieser ließ sie ruhig ausreden, und fragte sie dann mit großer Kälte: ob sie es für möglich halte, daß irgend Jemand den Sinn des Kardinals ändern, oder seinen Befehlen Widerstand leisten könne, und ob sie glaube, ihrem Kinde dadurch einen Vortheil zu schaffen, wenn sie in dem letztern Falle dahin komme, in ein Kloster gesperrt zu werden, nachdem man ihr das verweigerte Kind mit Gewalt entrissen? Obwohl der Einwurf aus dem Munde eines Feindes kam, so konnte Ninon doch unmöglich die Richtigkeit desselben verkennen. Schon früher war sie einmal auf dem Punkte, zufolge eines Befehls der Königin, verhaftet und in ein Kloster gesperrt zu werden; ihr guter Humor und ein Witzwort, was ziemlich derb war, das aber der Königin gefiel, und worauf diese lachend: si la vilaine! geantwortet, hatte sie gerettet; daß

sich der Kardinal nicht auf diese Weise beruhigen lassen würde, darüber konnte kein Zweifel obwalten, und sie brach in einen Strom von Thränen aus. Zwar empörte sich das Muttergefühl noch, zwar sprach sie noch von Widerstand, sie nahm den lächelnden Knaben aus den Armen der Amme, und forderte den Großprior auf, sie mit dem Kinde ins Gefängniß zu führen, aber Vaudoncourt versetzte kalt: daß er dazu keinen Befehl habe. So dauerte der Kampf längere Zeit, als ein Wagen vorfuhr und eine Dame ausstieg.

„Die Frau Marquise von Gersay!" meldete ein Bedienter.

„Nein! — Nein!" — rief Ninon. „Ich will, ich kann sie nicht sehen."

„Ich muß im Namen des Herrn Kardinals darauf bestehen!" sprach der Malteser kalt, und auf seinen Wink verließ der Lakay das Zimmer.

Nach wenig Augenblicken trat die Marquise ein.

„Wie?" rief Ninon, indem sie den Knaben an ihren Busen preßte. „Entsetzliche, Sie kommen selbst dies Kind aus meinen Armen zu reißen?"

„Es thut mir leid," sagte die Marquise ruhig, „Ihnen einen Schmerz, den ich Ihnen ersparen möchte, zu verursachen; ich bin längere Zeit deshalb mit mir zu Rathe gegangen, aber ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß die Ehre des Marquis von Gersay und die meinige es erfordern, daß dies Kind unter den Augen und im Hause seines Vaters erzogen wird."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Sie wollen an mir und an dem Kinde Rache nehmen!“ rief Ninon heftig.

„An dem Kinde?“ erwiederte die Marquise. „Sie halten mich dessen nicht für fähig. — An Ihnen? — Und wenn dies wäre? Sie haben die Gefühle beleidigter Frauenehre nicht geschont; welches Recht nehmen Sie in Anspruch, daß ich Ihre Gefühle schonen sollte?“

„Das Recht der Mutter! — Das Heiligste von Allen!“ rief Ninon ergriffen.

„Ich habe keine Kinder. Ich stehe allein. — Als ich genöthigt ward wider Willen eine Ehe einzugehn, wußte ich, daß ich für immer auf mich allein angewiesen sein würde. Sie drängten sich in ein Verhältniß, in einen Kreis, der mir keine Freude gewährt, wo ich aber in meinem Recht bin, und wo ich mich nicht ungestraft beleidigen lasse. Tragen Sie nun die Folgen. Ich werde dem Sohne meines Gemahls eine sorgsame Pflegerin sein, aber für seine Mutter regt sich kein Mitgefühl in meinem Herzen. Ich höre nichts als die Stimme der Ehre, und diese — wie ich sie erkenne — gebietet mir, unerbittlich auf meiner Forderung zu bestehen.“

„Nein, Frau Marquise, es kann Ihr Ernst nicht sein!“ rief Ninon, die Hände gefaltet an die Brust drückend. „Ich habe Sie beleidigt, schwer beleidigt vielleicht, aber ich glaube nicht, daß Sie mich so unempfindlich strafen wollen, mir mein Kind zu entreißen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sie kamen blos, um mich durch Angst zu strafen; gewiß ist es blos dies —"

„Sie würden sich täuschen, Madame, wenn Sie dies voraussetzten;" unterbrach die Marquise kalt die Sprechende. „Es ist mein fester Vorsatz, dies Kind mit mir zu nehmen. Niemand als ich soll das Kind des Marquis von Gersay erziehen."

„Ich will gegen Niemand den Namen des Vaters meines Knabens aussprechen!" rief Ninon dringend. „Niemand soll erfahren —"

„Und diese Züge? Lassen diese sich verläugnen?" entgegnete die Marquise. — „Sie sehen, es steht nicht einmal in Ihrer Macht, Ihr Versprechen zu halten."

„So werden Sie mir doch gestatten, von Zeit zu Zeit mein Kind zu sehen?" sprach Ninon weinend.

„Niemals! — Sie sehen es niemals wieder! Wenigstens nie so lange ich lebe;" versetzte Jene.

„Wie? — Auch dieser Trost soll mir geraubt werden?" rief Ninon aufs Aeußerste ergriffen.

„Der Knabe wird nie erfahren, daß Sie seine Mutter sind;" versetzte die Marquise hart. — „Bedarf er der Pflege der Frauen nicht mehr, so wird er in einer Pension im Auslande, unter dem Namen eines Verwandten meines Gemahls, und dessen Stande angemessen, sorgfältig erzogen werden. Jeder Versuch von Ihrer Seite ihn aufzufinden, würde eine vergebliche Mühe sein. — Daß ihm nichts mangeln wird, daß so für ihn gesorgt werden soll, wie Sie selbst es nur im Stande

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wären, dies Ihnen ausdrücklich zu versichern, halte ich unter meiner Würde."

„Nein!" rief Ninon im Innersten empört. „Soll ich mein Kind nicht sehen dürfen, so gebe ich es nicht in fremde Hände. — Ich lasse es darauf ankommen, daß man es mir entreiße!"

„So würde ich," fiel der Malteser ihr kalt ins Wort, „den zweiten Theil des Befehls des Herrn Kardinals, nämlich Sie zu verhaften, und mich des Kindes mit Gewalt zu bemächtigen, wider meinen Willen und zu meinem großen Bedauern vollziehen müssen."

„So geben Sie mir wenigstens Nachricht von meinem Knaben, Madame, nennen Sie ihm den Namen seiner Mutter von Zeit zu Zeit!" bat Ninon flehend. „Die Zeit hat ja eine lindernde, versöhnende Kraft. Vielleicht denken Sie einst anders. Mein Kind würde sich meiner erinnern, ich meinen Sohn, er seine Mutter wiederfinden —"

„Ich will Sie nicht täuschen, Madame!" fiel ihr die Marquise hart ins Wort. „Leicht könnte ich Ihnen etwas zusagen, ohne den Willen es zu halten. Mit meinem Willen werden Sie den Sohn meines Gemahls niemals wiedersehn, und wenn dies das Ungefähr dennoch fügen sollte, ihn wenigstens niemals wiedererkennen." —

„Wohlan!" rief Ninon aufs Furchtbarste ergriffen. „So wird es das Geschick gegen Deinen Willen fügen, felsenherzige, tugendstolze Thörin!" — —

In diesem Moment riß sie sich eine Nadel aus den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Haaren, und ehe es Jemand verhindern konnte, schrieb sie ein blutendes N. L. auf das Aermchen des laut weinenden Kindes.

Wie der Blitz sprang jetzt der Großprior auf Ninon zu. Mit Gewalt bemächtigte er sich des Knaben. Die unglückliche Mutter wollte sich widersetzen, aber ihre Kräfte waren erschöpft, sie sank zur Erde. Zwei Augenblicke darauf verließen die Marquise und Vaudoncourt das Zimmer, und bald vernahm man das Fortrollen des Wagens. — — —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zweite Abtheilung.

Der Sohn.

Motto:

„Mit andern, zärtlichen Gewalten
Wird sich das Herz dem Herzen weih'n,
Und wo kein Tod hinfort kann schalten
Wird ewig Seel' bei Seele sein."

Byron.

Der Abend sank auf eine dichtbewaldete Gegend nieder, die zu dem wildesten Theile der Ardennen gerechnet wurde. Ein leiser Wind rauschte in dem Laube der Eichen, deren äußerste Zweigspitzen von dem beginnenden Herbste bereits gelblich gefärbt wurden, und die von dem dunkeln Grün der Fichten, zu dem Roth der Buchenblätter, deshalb einen angenehm ins Auge fallenden Uebergang bildeten. Ein junger Mensch, in der Tracht der Landleute Nordfrankreichs, wandelte munter auf einem Fußsteige daher, und blieb nur dann und wann einmal stehen, um sich in der Gegend umzuschauen, dann bog er plötzlich nach dem vor ihm liegenden Rande des Waldes zu. Der junge Mann schien noch nicht das dreißigste Jahr erreicht zu haben. Er hatte eine jener offenen, glück-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lichen Gesichtsbildungen, die um so eher auf den ersten Blick einnehmen, als man in den leicht beweglichen Zügen eine Abspielung der eben durch die Seele ziehenden Empfindungen wahrzunehmen glaubt. Sein Auge zeigte von Geist, doch bemerkte man auch wieder etwas Träumerisches darin, welches auf jugendliche Schwärmerei, auf leicht zu erregenden Enthusiasmus, für irgend eine schnell auftauchende Lieblingsidee, gedeutet werden konnte.

So wie er in den Wald trat, verkürzten sich seine Schritte etwas, er sah mit großer Aufmersamkeit bald rechts, bald links, und als er einen Kreuzweg betrat, säumte er längere Zeit, als ob er zu überlegen schiene, welchen der vor ihm liegenden Fußsteige er einschlagen solle. Bald indeß setzte er seinen Weg weiter fort, und sang mit heller Stimme ein Liedchen, welches unter den Landleuten der Gegend gang und gäbe war, und dessen Verse stets folgenden Refrain hatten:

„Der Räuber sprach zur Dame:
Ihr sollt mein eigen sein!
König Ludwig herrschet zu Paris,
Doch der Wald, der Wald ist mein.
O Terrier rouge!" —

Der junge Mann sang aus voller Brust, er ließ zwischen den Versen noch einige jauchzende Töne erschallen, und eben wollte er wieder einen neuen Vers seines Singsangs anheben, als er eine kräftige Faust seine Schulter packen fühlte, und eine rauhe Kehle die Worte erschallen ließ:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Beim Teufel! Wenn Ihr die Ueberzeugung habt, daß der Wald dem Terrier rouge und seinen braven Genossen gehört — und ich denke dies ist wohl der Fall — so wundert es mich, daß Ihr Euch untersteht, zu einer Zeit, wo das Wild aus dem Dickigt zu Felde zieht, darin einen so verfluchten Spektakel mit Singen und Schreien anzurichten."

Ueberrascht, aber wie es schien eben nicht auf eine unangenehme Weise, und nichts weniger wie in Furcht gesetzt, sah sich der junge Mann nach dem Sprechenden um. Der letzte hatte die Figur eines Waidmanns; er trug ein grünes, etwas abgeschabtes Wamms, und über diesem eine Jagdtasche von Dachsfell, eine Büchse ruhete gespannt in seinem linken Arm, dennoch unterschied ihn der starke Knebelbart, der mit dem dunkeln Haupthaar durch einen, das halbe Gesicht umschließenden Backenbart verbunden war, ein Jagdmesser von Dolchform, das er nicht nach Waidmannsart an der Hüfte, sondern im Gürtel trug, und der wilde, fast drohende Blick von einem gewöhnlichen, zur Abendzeit dem Wilde nachschleichenden Jäger. —

„Nun ist es Euch gefällig den Mund aufzuthun, mir zu sagen, welcher Satan Euch herführt, um hier zu schreien, zu lärmen und mir das Wild zu verscheuchen?" sprach der Fremde rauh, als ihn der Jüngling vom Fuß bis zum Kopfe betrachtete.

„Ei parbleu, Ihr habt eine etwas eindringliche Art zu fragen!" rief lachend der junge Mann, indem er sich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Schulter rieb, an der ihn der Waidmann bis dahin fest gehalten hatte. „Ihr habt dergleichen Liebkosungen gar nicht nöthig, um mich zum Sprechen zu bringen. Ich heiße Claude Levasseur, und wenn Ihr Euch zum Walde hinausbegebt, und über Eure Nase hinweg gerade nach Osten blickt, so seht Ihr den Kirchthum des Dorfes, wo ich her bin."

„Und was führt Dich so spät in den Wald, Bursche?" sagte der Waidmann etwas weniger rauh, und indem er den Hahn der Büchse in Ruhe setzte. „Verirrt kannst Du Dich nicht haben, da Du in der Nähe zu Hause bist, dieser Weg aber führt nach den Ruinen, welche sie „chateau du diable" nennen."

„Wenn ich nun aber eben dahin wollte, würdet Ihr dagegen etwas einzuwenden haben, mein schöner Herr?" fragte Claude keck, und mit lachendem Muthe.

„Ei, Kerl, ich glaube Du bist ein Schatzgräber?" rief der Andere, dumpf in sich hinein lachend. „Ihr Bauern seid ja sonst solche geborne Hasen, daß man drei Dutzend von Euch mit einer Blase voll Erbsen davon jagen könnte, und Du willst Dich nach den Ruinen wagen, wo Niemand gern zur Tageszeit, vielweniger bei Nacht hingeht, und wo, wie es heißt, der Teufel den Neugierigen die Hälse umdreht. — Aber, sprich Bursche;" fuhr der Jäger fort; „was willst Du in den Ruinen?" —

„Ihr habt Euch stark aufs Fragen eingerichtet; Ihr solltet zusehn, daß Ihr eine Stelle als Huissier, oder so

etwas dergleichen bekämet;" versetzte der Jüngling keck. „Erlaubt mir aber nun auch eine kleine Erkundigung nach Eurem werthen Namen und Stand, dann werde ich Euch sagen, was ich in der Gegend der Ruinen zu schaffen habe."

„Sonderbarer Kauz!" lachte der Waidmann. „Du magst wohl noch nicht weit über den letzten Rain Deiner Feldmark hinausgekommen sein, sonst würdest Du gehört haben, daß es manchmal gefährlich ist, im Walde zur Nachtszeit an Jemand, der eine geladene Büchse im Arme hat, überflüssige Fragen zu richten. Ich will indeß Deiner Einfalt diese Neugier zu gute halten, und sage Dir also: ich bin ein Freischütz, das heißt ein Mann, der —"

„Das Wild todtschießt, das ihm nicht gehört, es theils auffrißt, theils verkauft und das Geld in Kartenspiel und Moselwein verjubelt!" fiel Claude, die Rede des Vorigen vollendend, ein.

„Richtig, Du drolliger Kerl!" sprach der Jäger laut auflachend. „Leider hat das Hochwild in dieser Gegend jetzt sehr abgenommen; man kann Stundenlang herumschleichen, ehe man einen Zacken eines Geweihes zwischen den Baumstämmen sich bewegen sieht, und wenn man keinen Nebenerwerb hätte —"

„Und die Landstraße nicht wäre, wo man den Reisenden den Beutel leeren könnte, so ginge es gar nicht mehr;" sagte Claude spöttisch.

„Ei sieh einmal, Kerlchen, wie Du um Alles Be-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

scheid weißt!" versetzte der Jäger rauh. „Wie, wenn ich nun Der wäre, für den Du mich hältst, wenn ich ein wenig Deine Taschen untersuchte —"

„So würde ich Euch für einen Dummkopf halten;" versetzte ruhig der junge Mann. „Ja, nichts für ungut;" fuhr er fort, als der Jäger etwas in den Bart murmelte; „nur ein solcher könnte sich einbilden, daß ein Mensch, der zur Nachtszeit in den Ardennerwald geht, im Besitz eines vollen Beutels ist, oder daß, wenn letzteres wirklich der Fall wäre, er sich solchen in die Tasche stecken würde. — Doch ich denke, Herr Waidmann — da Ihr doch nun einmal ein solcher sein wollt — wir kennen einander hinlänglich, um daß ich mir erlauben darf, eine vertraute Frage an Euch zu richten. Sagt mir demnach, ob ich Recht habe, wenn ich mir einbilde, daß die Ruinen von „Chateau du diable" so glücklich sind, den berühmten Jean du Tertre, gewöhnlich „Terrier rouge" genannt zu beherbergen und ob ich die Ehre genießen kann, ihm vorgestellt zu werden?"

„Aha, das ist der Grund, warum Du eine Nachtpromenade nach den Ruinen unternommen hast!" rief der Jäger, indem er dem jungen Burschen, dessen Antlitz von dem eben aufsteigenden Monde hell beleuchtet war, forschend in das Gesicht schaute. „Du willst also —"

„Ein Spitzbube werden? — Zu dienen;" vollendete Jener frech.

„Und warum? wenn ich fragen darf;" versetzte der Jäger.

„Erstlich, weil es leichter ist, als ein ehrlicher Mann zu sein, zweitens, weil es einträglicher ist, drittens, weil es lustiger ist, und viertens —"

„Ich bin mit den ersten drei Gründen schon zufrieden gestellt, und denke, daß Du gute Anlagen hast, Deinen Vorsatz glänzend durchzuführen. Du bist ganz der Mann, es einmal hoch zu bringen."

Der Sprechende zeigte bei den letzten Worten lachend auf den Ast einer alten Eiche, unter der sie eben hingingen.

„Aber höre, Bursche;" setzte er ernst hinzu. „Terrier rouge ist jetzt, wo ihm von allen Seiten nachgespürt wird, wo es noch nicht acht Tage her ist, daß die Soldaten den ganzen Wald, als ob sie ein Treibjagen anstellen wollten, durchstreift haben, doppelt vorsichtig in Annahme neuer Genossen. Hast Du also kein gutes Gewissen —"

„Verlaßt Euch darauf, ich habe es gerade so gut, wie es zu einem so ehrenwerthen Gewerbe paßt;" unterbrach ihn Jener scherzend.

„Dummer Spas!" fuhr der Andere etwas verdrüßlich fort. „Ich meine, daß wenn in Deiner Seele nur ein Gedanke an Verrath wohnte, wenn Du etwa dächtest die zweitausend Livres, die auf den Kopf dieses Mannes gesetzt sind, zu erhaschen —"

„So wäre ich ein schlechter Rechenmeister;" fiel Claude ein. „Zwei tausend Livres! Ein Lumpengeld für den Kopf des „rothen Dachshunds." Hätte der König zwan-

zigtausend darauf gesetzt, so ließe sich so etwas eher überlegen. — Laßt Euch dienen, Kamerad — denn ich denke, wir werden es in kurzem sein — ich weiß ein Nest, wo wenigstens funfzigtausend Livres, schlecht gerechnet, beisammen liegen, und wo es drei oder vier entschlossenen Männern ein Leichtes wäre, die silbernen Vögel auszunehmen. Sollte nun nicht auf mein Theil zum mindesten dreitausend Livres kommen, so wäre Euer Hauptmann — denn dies ist doch Terrier rouge einmal — ein Knicker und obendrein ein Pinsel, der gescheite und unternehmende Leute nicht zu schätzen wüßte. — Ich denke, daß unter solchen Umständen der Gedanke, durch Verrath und mit Lebensgefahr zweitausend Livres verdienen zu wollen, während man nur die Hand auszustrecken braucht, um mit leichter Mühe mehr zu erhalten, wohl eine große Dummheit wäre."

„Hm, Du argumentirst für einen Anfänger nicht übel;" sagte der Waidmann, mit dem Kopfe nickend. „Ich glaube, Du meinst es ehrlich —"

„Das nicht, aber aufrichtig;" sagte Claude scherzend.

„Ei meinetwegen! Ehrlich oder aufrichtig, Du silbenstecherisches Plaudermaul;" versetzte der Andere unwillkührlich lachend. „Nun höre! Jean sans peur — denn so nennen wir ihn, weil er den Spitznamen, „rother Dachs" nicht gern hört — ist mit den andern Genossen auf einer kleinen Streifparthie, und wird erst gegen Morgen zurückkehren. Ich bringe Dich inzwischen nach seiner Wohnung, wo Du ihn erwarten kannst.

Niemand ist daheim, wie Marie, sein Weib, und ein Kamerad, der neulich im Gefecht mit den Soldaten einen Schuß durch den Schenkel bekam, und deshalb wie eine Birne, die reif werden soll, auf dem Stroh liegt."

„Gut! — Gut! — Bringt mich an Ort und Stelle;" rief der junge Landmann vergnügt. „Seid versichert, Eure Gefälligkeit wird nicht unbelohnt bleiben. Solltet Ihr einmal gefangen werden, und ich dabei Euch nicht Gesellschaft leisten, sondern blos einen lustigen Zuschauer abgeben, so will ich den Henker bestechen, daß er an dem Stricke eine hübsch glatte Schlinge macht, und Euch an den Füßen zieht, damit die tour de force bald überstanden ist. — Aber, wie ich merke, seid Ihr kein Liebhaber von muntern, angenehmen Späßen, weil Ihr so ein flämisches Gesicht macht. O ich kann auch ernsthaft sein. So ist es zum Beispiel mein voller Ernst, wenn ich Euch sage, daß ich es für sehr unüberlegt halte, daß Euer Hauptmann Weiber bei Eurer Bande duldet. Dergleichen führt zu Unbesonnenheiten, und diese zu Entdeckungen. — Ich hätte ihn für vorsichtiger gehalten."

„Ei, sieh einmal! Du sprichst ja so überlegt, als ob Du auf der hohen Schule zu Leyden Kollegien über die Kunst zu stehlen gehört hättest;" sagte der Gefährte scherzend. „Im Ganzen magst Du nicht Unrecht haben, und Jean sans peur leidet auch keine Weiber bei uns, sein eigenes ausgenommen, zu dem er auf eine sonderbare Weise gekommen ist. Du mußt nämlich wissen, seine Frau ist eine vornehme, englische Lady."

„Ich kann mir's denken!" rief Claude lachend. „Eine von den Londonerinnen aus Eastcheep, die auf bonne fortune nach Dünkirchen kommen, und die er in der Nähe des Hafendammes, in einem Hotel mit der Aufschrift: „ici on loge a pied et a cheval," kennen gelernt."

„Nein, mein guter Bursche," erwiederte der Andere mit seinem oft wiederkehrenden dumpfen Lachen; „dergleichen könnte wohl der Fall sein, ist es aber nicht. Die Frau ist wirklich von guter Abkunft. Französin von Geburt, hatte sie zu Paris einen alten, reichen, englischen Lord geheirathet, und dieser ihr die Gefälligkeit erwiesen, bald darauf zu sterben. Sie lebte längere Zeit in London, wo sie ein großes Haus machte. Als das Geld indessen etwas zusammengeschmolzen war, beschloß sie, mit dem immer noch sehr bedeutenden Reste nach Frankreich zurückzukehren. In der Nähe von Dünkirchen fiel sie in unsere Hände. Sie ward rein ausgeplündert, das Geld, wie herkömmlich, getheilt, aber die hübsche Wittwe behielt der Hauptmann für sich. Sie ist seit fast vier Jahren seine Frau."

„Und war sie denn sogleich mit ihrem Geschick einverstanden? Heute der Lord, morgen der Räuberhauptmann?" fragte Claude.

„Anfangs weinte und lärmte sie gewaltig, und wollte sich ein Leides anthun, dann ergab sie sich in ihr Schicksal — es mochte wohl nicht das erste Abentheuer sein, das ihr aufstieß — und endlich hat sie sich ziemlich da-

mit befreundet. Du mußt nämlich wissen, mein guter Freund, unser Jean sans peur ist ein hübscher Kerl — die rothen Haare etwa abgerechnet; ein Galanthomme, der seine Worte gut zu setzen und sich in Gesellschaft zu benehmen weiß. Er hat studirt, und ist, wie es heißt, von gutem Geschlecht. Er wußte sich bei der hübschen Wittwe beliebt zu machen, und, mit einem Worte, sie hat sich in ihr Loos gefunden. Trübe Augenblicke mag sie freilich haben, denn ich habe sie manchmal mit rothgeweinten Augen angetroffen, obwohl ihr Mann sie zärtlich liebt, und mit der größten Achtung behandelt." — —

Der Räuber stand jetzt von Zeit zu Zeit still, und schien ein Weilchen aufzuhorchen, dann gingen beide wieder ihres Weges. Der letztere war ein alter, seit langer Zeit nicht mehr benutzter Fahrweg, der dicht am Rande eines, in der Tiefe von etwa zwanzig Fuß hinrauschenden Waldbachs dahin lief, und die Wanderer endlich in eine wilde, romantische Gegend führte, wo, auf einer vom Monde bestrahlten Waldwiese, sich ein, mit Schlehensträuchern und Brombeerranken dichtbewachsener Hügel erhob, von welchem die Felsenwände auf drei Seiten steil nach dem Flüßchen, das hier eine Krümmung machte, abfielen, und dessen Spitze von den Trümmern uralter, größtentheils nur einen unförmlichen Schutthaufen bildender Ruinen gekrönt wurde. —

„Sind das die Ruinen des „chateau du diable?" fragte Claude, nach dem Gipfel des Hügels zeigend. — „Nun wahrhaftig," fuhr er fort, als sein Begleiter mit

dem Kopfe nickte, „so muß der Besitzer, von dem das Schloß den Namen hat, seinen Nachfolgern das Kunststück, sich unsichtbar machen zu können, als Inventarium hinterlassen haben, denn, wie ich höre, hat man den alten Steinhaufen mehrmals durchstöbert und nichts gefunden, was mich jetzt gar nicht wundert, denn es ist ja fast kein Stein auf dem andern, und ich wüßte nicht, wie sich hier ein Mensch nur vor dem Platzregen schützen sollte."

„Das sollst Du bald erfahren, und dabei nicht einmal die Mühe haben, den Hügel zu ersteigen;" sagte der Räuber mit seinem gewöhnlichen leisen Kichern. „Jetzt folge mir nach; nimm Dich indessen in Acht, daß Du nicht von den glatten Steinen abgleitest, weil Du sonst bis an den Hals im Wasser liegen würdest."

Der Begleiter Claude's ließ sich jetzt an einer vorragenden Baumwurzel, von dem etwa hier sechs Fuß Höhe betragenden Flußufer, welches der steilsten, am meisten zerklüfteten Felsenwand des Hügels gerade gegenüberlag, auf einen breiten Steinblock hinab, und reichte Claude die Hand, um ihm gleichfalls hinabzuhelfen. So wie dies geschehen war, machte er ihn auf eine Reihe, wie zufällig im Flusse liegender Felsenbrocken aufmerksam, er warnte Claude nochmals vor dem Ausgleiten, und befahl ihm Tritt vor Tritt zu folgen. Jetzt schritten Beide vorsichtig von Block zu Block, auf einem Umwege im Zickzack, der sie aber am Ende bis ans Ufer führte, über den Fluß, der sich hier in wilden Wirbeln drehte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

So wie sie an der jenseitigen Hügelwand angekommen waren, wendeten sie sich, dicht an die steile Felsenmauer gedrückt, etwa zwanzig Schritt ostwärts, und hier, hinter einer vorspringenden Klippe, erblickte Claude einen Felsenspalt, der zwar hoch, aber fast so eng war, wie der Eingang eines Fuchsbaues. Eine krüppelhafte Buche, die, in dem obern Theile der Spalte wurzelnd, ihre Aeste weit über die Klippe hinausstreckte, und deren hängende Zweige fast die Oberfläche des Wassers streiften, entzog die Felsenöffnung jedem menschlichen Auge. — Jetzt griff der Räuber in seinen Jagdranzen und langte eine kurze, dicke Pechfackel heraus.

„Merkst Du jetzt, Bursche," sagte er schmunzelnd, „warum hundert Narren von dem „rothen Dachse" reden, das „chateau du diable" beim Glanze der Mittagssonne durchstöbern können, und dennoch nicht im Stande sind seinen Bau aufzufinden?"

Rasch drückte der Räuber sich durch die Felsenspalte und befahl Claude ihm zu folgen. Auf einmal entflammte sich die Fackel, und der junge Mensch sah umher, wo er sich befand. Es war eine mäßige, von der Natur gebildete Höhle, doch konnte man bemerken, daß Menschenhände hier und da an der Erweiterung thätig gewesen waren. Ein Gang, so schmal, daß eine Person hinter der andern gehen mußte, um hindurch zu gelangen, führte bis in eine zweite kleinere Höhle, die, wie es schien, keinen Ausgang hatte.

„Nun, mein guter Freund," fragte der Begleiter

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Claude's lächelnd, „was würdest Du thun, wenn Du abgesendet wärest, Terrier rouge auszuspüren, und bis hierher gelangtest?"

„Umkehren;" versetzte Claude. „Wie es scheint, ist das Nest heute leer."

„Jeder würde wie Du antworten, wenn er bis hierher gelangt;" erwiederte der Räuber lachend. „Dennoch würde er dicht vor der Thür des Baues, in welchem der rothe Dachs sein Lager hat, umkehren."

Nun griff der Sprechende nach einem Steine, der, wie zufällig, in einem Winkel lag, und von ziemlichem Gewicht war. Er hob ihn hoch empor und ließ ihn dann auf die Erde fallen. Der Boden erdröhnte, als ob er hohl sei, und es wollte den jungen Mann bedünken, als ob er in der Tiefe ein Geräusch wie Kettengerassel höre. Sein Erstaunen wuchs, als in demselben Augenblicke ein Felsenblock von unregelmäßiger Form, der einen Theil der Wand bildete, zu wanken begann und sich endlich, nach Art einer sich in Angeln bewegenden Zugbrücke, umlegte. Ein ziemlich breiter Eingang ward jetzt sichtbar, und ein gewölbter Gang führte aufwärts. So wie die Beiden eingetreten waren begann das Kettengerassel von Neuem, und Claude bemerkte, daß das Felsenstück sich, wie durch Zauberkraft bewegt, wieder aufrichtete und den Gang verschloß.

„Nun, wie gefällt Dir die Einrichtung?" fragte der Räuber den jungen Mann, indem er sich an dessen Staunen zu weiden schien. „Ist sie nicht hübsch? Sollte

man nicht glauben, daß Geisterarme den Felsblock in Bewegung setzten? Dennoch würde ein Kind von sechs Jahren Kraft genug dazu haben, so leicht bewegen sich Gewicht und Gegengewicht in ihren Kloben."

Die Gefährten stiegen nun den Gang, der in einer Krümmung und nur allgemach aufwärts führte, hinan, und Claude bemerkte zwei Balken, welche unweit einer mit Eisen beschlagenen Thüre das Gewölbe zu stützen schienen. Die Thüre war mit einem Schieber versehen, welcher offen stand, und hinter welchem Claude Licht hervorstrahlen sah.

„Jetzt sind wir wohl vor dem „Kessel" des Dachsbaues?" fragte er scherzhaft.

„Allerdings;" versetzte Jener. „Wir sind gleich an Ort und Stelle. Du siehst, es ist eben nicht leicht bis hierher zu gelangen. Wenn aber auch ein Verräther unsern Feinden den Eingang zum Dachsbau des Terrier rouge verriethe, wenn unsere Verfolger den Fluß überschritten, durch den Felsenspalt bis in die zweite Höhle drängen, wenn sie selbst den unbeweglichen Felsenblock forcirten, so hätten sie dennoch nichts gewonnen. Ein halbes Dutzend Axthiebe wären vermögend, diese hölzernen Stützen zu durchhauen, und sogleich senkte sich ein Felsenstück herab, das den Gang auf ewig versperrte."

„Und dann? — Was würde aus Euch? — Hat der Bau noch einen Ausgang?" fragte Claude rasch.

„Wenn Dich Jemand darum fragt, so sage: Du wüßtest es nicht, und — laß Dir nie einen Gedanken

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

an Verrath in den Sinn kommen;" versetzte der Gefragte rauh, und indem er den jungen Mann starr ins Gesicht blickte. „Das, was Du zu wissen begehrst, ist nur Terrier rouge, und zwei oder drei seiner vertrautesten Gefährten bekannt. — Mach' auf, Lafleur! Ich bin's und bringe einen Recruten;" rief er jetzt durch die Oeffnung in der Thüre.

Ein starker Riegel ward zurückgeschoben. Claude befand sich in einem Gewölbe, welches zu einer Art Vorrathskammer diente, in welchem eine Hängelampe brannte, Waarenkisten bis an die Wölbung aufgethürmt waren, und Wildpret verschiedener Art an eisernen Haken hing. Rechts und links sah man in Gemächer ähnlicher Art. Sie waren zu Wohnungen eingerichtet; man erblickte Lagerstätten, Tische und Bänke.

„Der Hauptmann ist noch nicht daheim!" sagte ein alter, greiser Raubgenosse, welcher, auf einem Beine herumhinkend, die Thüre wieder zu schließen bemüht war.

„Ich weiß! — Ich weiß!" — versetzte der Begleiter Claude's. „Er kann indeß nicht lange ausbleiben. — Krieche nur immer wieder ins Nest, Alter, und pflege Deine verwundete Stelze; ich bringe den Burschen inzwischen zu der Gattin des Hauptmanns, und kehre dann auf meinen Posten zurück."

Der Räuber schritt nun vorwärts, und sagte, indem sie vor der Thüre eines zweiten Gemachs, zu dem ein neuer Gang führte, ankamen:

„Das, was Du erblickt hast, waren einst Keller und

Verließe des alten Raubschlosses, und es steht zu bezweifeln, daß es zur Zeit der vorigen Besitzer darin so vergnügt und munter wie jetzt zugegangen sei. — Aber jetzt, Bursche, sind wir zur Stelle. Nimm den Hut ab und sei manierlich, denn Frau Marie ist künftig für Dich eine Respectsperson."

Wie es schien, wollte der Räuber dem jungen Manne ein gutes Beispiel geben, denn er zog selbst den Hut ab, und legte Büchse und Jagdtasche bei Seite, dann öffnete er die Thüre des Gemaches, und Beide traten ein. Das Gewölbe, in das sie traten, hatte fast das Ansehn eines gewöhnlichen Wohnzimmers. Tische, Stühle, ein Schrank, so wie ein breites Bett, waren zwar ziemlich roh zusammengezimmert, aber man sah, daß eine Art geordnetes Hauswesen statt fand. Dicht zur Seite des Bettes stand ein kleiner Tisch, auf dem eine Lampe brannte. Eine weibliche Gestalt saß daran, und diese erhob sich rasch, als ihr Blick auf Claude fiel, und sie ein ihr gänzlich fremdes Gesicht sah. Die Frau war ziemlich einfach, aber anständig gekleidet. Sie war in der Mitte des Lebens, aber sie zeigte noch immer Spuren früherer Schönheit, ja man hätte ihr, ohne unwahr zu sein, auch noch jetzt das Prädicat: einer hübschen Frau, beilegen können. Der Blick derselben war indeß von Schwermuth umflort, und tiefer Kummer sprach aus allen Zügen.

Kurze Zeit betrachtete Claude die Frau, sein Gefährte unterbrach jetzt das Schweigen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Hier bringe ich einen Recruten, Frau Marie!“ sprach er mit einem Ausdruck von Ehrerbietung. — „Seid so gut ihm dem Hauptmann vorzustellen; ich muß wieder zurück auf meinen Posten.“

„Ich glaube, mein Mann wird mit Euch deshalb unzufrieden sein;“ entgegnete die Angeredete, indem sie sich auf ihren Sitz niederließ, und die Handarbeit, die sie früher weggelegt, wieder vornahm. „Er will keine neuen Gefährten mehr, und hat es Euch gewiß auch mitgetheilt.“

„Ganz entschieden noch nicht;“ versetzte Jener. „Zudem hat der Bursche eine ganz besondere Anlage zu unserm Handwerke, er ist aus der Gegend, er weiß eine Kiste mit Livres gefüllt, die nicht schwer zu erhaschen, und so, dachte ich, könnte er uns nützlich werden. — Doch ich muß fort! — Lebt wohl, Madame!“ —

Mit Widerwillen im Blick hatte die Frau, während der Rede des Vorigen, Claude betrachtet; als der Räuber das Zimmer verlassen hatte, wendete sie sich an den Jüngling.

„Ihr habt einen unseligen Entschluß gefaßt, mein Freund;“ sagte sie. „Wäret Ihr durch bittere Erfahrungen gedrängt, durch Gram und Verfolgung bis zu Menschenhaß getrieben, zu diesem gelangt, so könnte man Euch beklagen; in Euren Jahren ist dies indeß wohl kaum vorauszusetzen, und es müßte sonderbar zugehn, wenn Ihr nicht in kurzem denselben bitter bereuen solltet.“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Ei," sagte Claude sichtlich betroffen, „ich hätte, als ich Terrier — verzeiht — als ich Jean du Tertre aufsuchte, bei einem Eintritt in seine Wohnung Alles eher vermuthet, wie eine Bußpredigt."

„So beherzige sie um so eher, thörigter Mensch;" versetzte die Gattin des Räuberhauptmanns mit sichtlichem Widerwillen. „Wenn der Unglückliche, vom Schicksal Niedergehetzte zu dem Entschlusse kommt, das verabscheuungswürdige Handwerk des Straßenräubers zu ergreifen, so kann man, wenn auch diesen nicht billigen, doch mit dem Verzweifelnden Mitleid fühlen, wenn aber ein junger Mann mit Gesundheit auf den Wangen, einem paar zur Arbeit tüchtigen Händen, blos von Arbeitsscheu, bösen Neigungen und einem schlechten, verdorbenen Herzen geleitet, zu diesem Gewerbe greift, so darf er keine andern Empfindungen als die des Abscheues erwarten."

„Madame" — stammelte Claude in sichtlicher Verlegenheit.

„Besinnt Euch noch. Bis jetzt ist noch nichts geschehen;" fuhr Jene in großer Aufregung fort. „Denkt an Eure Eltern, Eure Geschwister, an Alle, die Euch lieben, die Euch theuer sind, zurück, ehe Ihr durch einen verbrecherischen Entschluß auf ewig eine Scheidewand zwischen ihnen und Euch ziehet. Euer jugendlicher Sinn mag Euch die Laufbahn, die Ihr wählen wollt, mit allerhand bunten, lockenden Farben geschildert haben, es mag Euch in solchen Augenblicken leicht geschienen haben, Jene, die Euch liebten, die gewohnten alten Umgebun-

gen, kurz Alles, an welches Ihr von Kindheit an gewöhnt waret, hinter Euch zu lassen, aber seid versichert, ein Anderes sind die Dinge in der Phantasie, ein Anderes in der Wirklichkeit. Der Leichtsinn schleudert mit unbesonnener Hand die Bilder geliebter Menschen wohl in das Meer, in welchem, wie er wähnt, die Vergessenheit wohnt, aber sie versinken nicht für immer, sie tauchen von Zeit zu Zeit vor seinen Augen auf, er streckt dann die Arme nach ihnen aus, er will sie erfassen, zu sich ziehen, umsonst — umsonst —"

Die Stimme der Frau ward von Rührung und Wehmuth erstickt, sie verhüllte ihr Gesicht mit dem Tuche, an dem sie arbeitete, und schluchzte laut. Claude schien ungemein erregt.

„Madame," sagte er heftig ergriffen, „Sie sind sehr unglücklich. Ihr Loos muß bei den Gesinnungen, die Sie hegen, ein entsetzliches sein. Könnte ich Ihnen nützlich werden — Ich gebe Ihnen mein Wort, als Mann von Ehre — —"

Ein Pistolenschuß ertönte dumpf; er schien außerhalb der unterirdischen Wohnung abgefeuert zu werden.

„Mein Mann kommt zurück. Es ist das Signal, die nächsten Posten einzuziehen;" sagte die Gattin des Genannten, indem sie schnell ihre Thränen trocknete und emsig fortzuarbeiten suchte. — „Kein Wort zu ihm von unserer Unterredung, obwohl er in diesem Stücke denkt wie ich. Gilt Euch übrigens Tugend und Rechtschaffenheit nur noch das Geringste, so fordert die Erlaubniß

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zur Rückkehr, und sie wird Euch nicht verweigert werden, wenn Ihr Euch durch einen Schwur verpflichtet, nichts von dem, was Ihr gesehn, zu entdecken."

Nach wenig Augenblicken hörte man die laute Stimme eines Mannes, der einen andern leise antwortenden heftig auszuschelten schien; endlich öffnete sich die Thüre. —

Ein Mann von etwa funfzig Jahren trat ins Gemach. Er war von hohem, kräftigem Wuchse, und seine Haltung hatte etwas Militairisches. Das Gesicht, welches von einem starken Backen- und Knebelbart beschattet war, zeigte starke und dabei kühne Züge. Das Haupthaar des Mannes war roth gewesen, doch jetzt war es bereits stark mit grau gemischt, und erschien deshalb weniger auffallend. Der Anzug des Eintretenden war der eines Jägers; er war einfach, aber von feinen Stoffen, doch ohne alle Verzierungen oder Abzeichen, die auf einen Vorrang deuten konnten. —

So wie er ins Zimmer getreten war, reichte er der Gattin traulich die Hand, und Jene erwiederte die Begrüßung durch Händedruck und freundliche Blicke. Jetzt wandte er sich zu Claude, er schien zu stutzen und verwendete weiter kein Auge mehr von dem jungen Manne.

„Ich habe so eben," sagte er endlich, „Nicolas tüchtig ausgescholten, daß er Dich hergeführt, indeß es ist einmal geschehen, und so muß ich Dich schon hier behalten. — Sage mir indeß, wie Du auf den Gedanken kamst —"

„Ein Räuber zu werden?" unterbrach Claude keck

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Fragenden. „Ei, Sapperment! Das lustige Leben bei Euch, die Sechslivresthaler, von denen ich eine gute Parthie in einem Kasten bei einem alten Harpax zusammenliegen weiß, haben mich hergelockt. — Außerdem aber," setzte er hinzu, indem er entweder dem forschenden Blick des Räuberhauptmanns auszuweichen, oder die Miene großer Bescheidenheit anzunehmen trachtete, „ist es der Ruhm des gefürchteten „Jean sans peur," der weit über die Gränzen des Ardennerwaldes hinaus erschollen ist, und der einen jungen Menschen wie mich wohl anzuziehen im Stande ist."

Terrier rouge lächelte ein wenig, und fast wie verächtlich.

„Wohl," sagte er dann, „ich heiße Dich willkommen! Reiche mir Deine Hand."

Claude gab sie ihm, und der Räuber behielt sie eine zeitlang in der seinigen.

„Du bist ein Landmann aus der Gegend?" fragte er endlich. „Der Pflug und die Egge gefallen Dir nicht mehr? — Nicht wahr?"

„Meiner Treu, Ihr habt den Nagel auf den Kopf getroffen!" erwiederte Claude scherzhaft. „Ich bin hinter dem Pfluge aufgewachsen, aber er ist mir unausstehlich geworden."

„Ei, und die Landwirthschaft ist doch sonst eine hübsche Beschäftigung;" versetzte der Räuber spöttisch lächelnd. „Ich verstehe auch ein wenig davon. — Apropos, mein Freund, sage mir doch — denn mich interessirt derglei-

chen entsetzlich — wie viel Pflugfurchen giebt man bei Euch dem Brachfelde zur Wintersaat."

„Sechs!" sprach Claude nach momentanen Zögern, über und über erröthend.

„So?" erwiederte Jean du Tertre mit Kälte. „Dann muß der Sommer bei Euch mindestens zwölf Monate lang dauern, weil Ihr sonst nicht fertig werden könnt."

„In der That!" sprach Claude verlegen. „Ich will Euch nur sagen, ich habe die Ackerarbeit fast vergessen; ich arbeitete als Winzer in den Weinbergen an der Mosel."

„Wirklich?" versetzte Jener in vorigem Tone. „Welche Rebensorten werden denn dort besonders angebaut, und auf wie viel Augen schneidet man den Weinstock?"

„Welche Sorten? — Die allerbesten;" sagte Claude verwirrt. „Und die Augen? — Ihr wollt mich wohl foppen? Jeder braucht seine zwei Augen dazu, wenn nicht etwa Einer einäugig ist."

Jean du Tertre lachte laut.

„Du bist ein spaßiger Kerl!" sagte er endlich. „Am Ende bist Du aber mit dem Munde am flinksten, wenigstens flinker wie mit den Füßen. Bei uns kommt Alles darauf an, daß Einer einen leichten Schritt hat; wir machen starke Märsche."

„O das ist nur ein Spaß für mich;" sagte Claude, dem ein Stein von der Brust zu fallen schien. „Sechszehn Stunden zu marschiren ist mir eine Kleinigkeit."

„In der That?" sprach Terrier rouge ungläubig.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Du rühmst Dich da wohl ein wenig auf Kosten der Wahrheit. — Gehe einmal im Zimmer auf und ab; ich will selbst darüber urtheilen, ob Du einen leichten Schritt hast. — So! — Nun bleib einmal stehen! — Nun gehe wieder! — Halt, jetzt!" —

„Kurios!" — sagte Claude scherzhaft. „Ihr müßt einen wahrsagenden Geist in Euch haben, wenn Ihr aus zwanzig Schritten auf die Ausdauer im Marsche schließen wollt."

„Wohl habe ich den! Ich habe einen Spiritus familiaris, und dieser sagt mir mancherlei;" sprach Jean du Tertre mit starker Stimme, und dicht zu dem jungen Manne tretend. „Er sagt mir auch, daß Eure Hand nie einen Pflug geführt, nie eine Rebe beschnitten hat, daß Euer Fuß indeß an militairische Märsche gewöhnt ist. — Er sagt mir endlich, Herr von Villiers — daß Ihr Leben in meiner Hand ist!" — —

Der junge Mann fuhr wie von einem Blitze durchzuckt zusammen. Er wollte reden, die Stimme versagte ihm. Der Räuberhauptmann betrachtete ihn mit blitzendem Auge, und sein Gesicht röthete sich vor Zorn. Seine Gattin ergriff ihn bei der Hand und flüsterte ihm einige leise Worte zu.

„Unbesonnener," fuhr Terrier rouge heftig fort, „Unbesonnener, der Sie wagten, Ihren Kopf, ja noch mehr, Ihre Ehre daran zu setzen, um den meinigen zum Gegenstand einer Wette zu machen. Oder wollen Sie es läugnen, daß Sie vor drei Tagen im Wirthshaus

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„au cheval blanc,“ sich beim Wein gerühmt, daß, wenn Ihr Obrist Ihnen Urlaub gäbe, Sie binnen vierzehn Tagen den „rothen Dachs“ todt oder lebendig in seine Hände liefern würden, und mit den Offizieren vom Regiment Auvergne deshalb gewettet haben? — Und weshalb, mein Herr, ich frage: weshalb haben Sie dies gethan? — Thaten Sie es, um Ihrer Pflicht Genüge zu leisten? — Ha! Wären Sie an der Spitze Ihrer Soldaten erschienen, ja hätte Ihr Chef Ihnen befohlen, sich bei mir einzuschleichen, um auf diese Weise meinen Kopf zu holen — wiewohl ich nicht glaube, daß man einem Offizier dergleichen befehlen kann — wären Sie bei diesem Bestreben in meine Hand gefallen, ich fände Alles in der Ordnung, denn Sie hätten nichts als Ihre Pflicht gethan. Nun aber, junger Mann, sagen Sie, reden Sie, hat Ihre Pflicht Sie hierher geführt? Gebot Ihnen diese, beim Wein, ein Menschenleben zum Gegenstand eines Scherzes zu machen, um das Haupt eines Menschen, wie um den Kopf eines Wolfes, zu wetten? — Gestehen Sie, eine unsinnige Eitelkeit, eine närrische Ruhmsucht, ein Drang etwas Besonderes, außer dem gewöhnlichen Laufe der Dinge Liegendes, zu unternehmen, der Wunsch, von sich reden zu machen, hat Sie verleitet. — Was meinen Sie, junger Mensch, wenn ich, der von allen Seiten gehetzte Räuber, der, wie ein wildes Thier, bis in die Tiefen der Erde Verfolgte, wenn ich Sie in der nächsten Nacht, dicht vor den Thoren Ihres Standquartiers,

an einen Baum hängen, und einen Zettel an Ihre Brust heften ließe, etwa des Inhalts: „Charles de Villiers, Kapitain im Regiment Auvergne, als Meuchelmörder und Spion gerichtet von Jean du Tertre, genannt „Terrier rouge?" —

„Entsetzlich! — Fürchterlich!" rief wie außer sich der junge Mann, indem er blaß wie eine Leiche ward.

„Wenn ich es nicht thue," sagte bitter der Räuber nach langer Pause, in welcher er den Vorigen starr anblickte, „so geschieht es, weil ich der Geächtete, der für „infam" Erklärte, der von Andern Entehrte, sich nicht selbst entehren will, und — weil ich Sie verachte."

„Das ist zu viel — zu viel" — stammelte der junge Mann.

„Sie sind frei, mein Herr!" sagte jetzt der Räuber kalt, indem er sich nach der Thüre wendete. „Ich werde Befehl geben, Sie aus dem Walde, bis auf die Straße nach Ihrem Standquartier zu bringen. — Ich nehme Ihnen übrigens kein Versprechen ab, meinen Aufenthalt nicht zu verrathen — es würde Ihnen ohnedies wohl unmöglich sein, darüber zu schweigen — und ich denke ohnehin solchen nächstens zu verlassen."

„Nein — nein, mein Herr!" rief der junge Mann heftig ergriffen. „Ich bin leichtsinnig, unbesonnen, eitel vielleicht, aber schlecht, wofür Sie mich zu halten scheinen, bin ich nicht. Sie müssen besser von mir denken; eher kann ich nicht von Ihnen gehen."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Ausdruck, mit dem er diese Worte sagte, trug so entschieden das Gepräge der Wahrheit, daß es nicht ohne Eindruck auf den Räuber zu bleiben schien.

„Wohlan," sagte der Letztere endlich, „wenn Sie mir Ihr Wort geben wollen, mich nicht zu verrathen, so will ich diesem Worte trauen."

„Ich wäre der Schändlichste aller Menschen, wenn ich Sie verriethe!" rief Villiers heftig. „Aber das ist nicht genug. Ich halte mich überzeugt, Sie sind kein gemeiner Verbrecher, Sie und Ihre Gattin haben einst ein anderes Loos gekannt. Ich bitte Sie, zeigen Sie mir einen Weg, auf dem ich zu beweisen im Stande bin, daß ich Ihnen nützlich zu werden wünsche."

„Es giebt keinen!" sagte der Räuber mit gerunzelter Stirn und schmerzlichem Tone. „Man raubte mir die Ehre, und dann — verlor ich mich selbst."

„O mein Herr," rief Villiers mit allem Enthusiasmus der Jugend und der Lebhaftigkeit, die in seinem Charakter lag, „ich bitte, vertrauen Sie sich mir! — Sie lächeln, Sie halten mich für unfähig Ihnen zu helfen, für zu jung Ihnen zu rathen? Mag sein; aber wer weiß, ob nicht gerade ich von der Vorsicht bestimmt bin, Ihnen nützlich zu werden, Ihnen beizustehen, Ihren Frieden mit der Gesellschaft zu machen. Halten Sie sich versichert, nehmen Sie mein Ehrenwort zum Pfande, daß ohne Ihren Willen kein Mensch etwas von dem erfährt, was Sie mir anvertrauen könnten, und ist es möglich, ist nur die entfernteste Wahrschein-

lichkeit vorhanden, daß ich etwas für Sie zu thun im Stande wäre —"

„So würden Sie es thun, wäre es auch nur um sagen zu können, der fameuse „rothe Dachshund" hat durch meine Bemühungen Verzeihung erhalten!" sprach Jener bitter lächelnd.

„Mögen Sie dies von mir glauben. — Sie haben ein Recht dazu;" versetzte Villiers beschämt. „Vielleicht denken Sie einst besser von mir, und selbst unter jener Voraussetzung bitte ich um Ihr Vertrauen. Es lebt eine Ahnung in mir, die mir sagt, daß ich dazu bestimmt bin Ihnen Ruhe und Frieden zu verschaffen."

„Ich glaube, Herr von Villiers," sagte Jean du Tertre, „daß Ihre ungemein lebhafte Phantasie, unterstützt von dem jugendlichen Drange sich durch etwas Ungewöhnliches bemerkbar zu machen, Ihnen auf Ihrem Lebenswege noch viele Gefahren bereiten wird. Einer solchen begegneten Sie heute, und Sie wären ihr erlegen, wenn ich der Mann war, für den Sie mich hielten. Urtheilen Sie daher selbst —"

„Ob Sie sich einer jugendlichen Unbesonnenheit, wie die meinige ist, vertrauen können?" fiel Villiers mit einiger Beschämung ein. — „Sie haben nicht Unrecht, wenn Sie Anstand nehmen," fuhr der junge Mann nach kurzer Pause fort, „demungeachtet würden Sie mich falsch beurtheilen, wenn Sie glaubten, daß diese Unbesonnenheit so weit gehe, um das fremde Wohl, so leicht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wie das eigene, außer Augen zu lassen. Ich bitte Sie daher recht dringend —"

„Wohlan!" sagte der Räuberhauptmann mit düsterm Blicke, und wie in schmerzliche Erinnerung an vergangene, bessere Zeiten vertieft. „Haben Sie in den Reihen des Regiments Auvergne niemals den Namen: Marconnay gehört?" —

„Oft!" entgegnete der junge Mann. „Sie meinen doch den braven und unglücklichen Kapitain de Marconnay, der sich unter Türenne vor Stenay so auszeichnete, der später den Neffen des Kardinals Mazarin, den Duc de Nevers, seinen Chef, zum Duell forderte, verwundete, deshalb entfloh, — —"

„Vollenden Sie immer!" sagte der Räuberhauptmann bitter, als Jener stockte. „Der kassirt, für infam erklärt, und dessen Bild an den Galgen geschlagen ward."

„Und dieser —" rief Villiers.

„Er steht vor Ihnen! Ich bin dieser Mann;" versetzte Jener dumpf.

„O Gott im Himmel!" rief der Jüngling mit Schreck und Theilnahme im Tone. — „Oft, mein Herr, habe ich von Marconnay, dem „braven Marconnay" reden hören. Ihr Name ist noch in Jedermanns Andenken. Offiziere wie Soldaten beklagten Ihr trauriges Schicksal, aber so furchtbar, wie es ist, hat es sich Keiner gedacht. — Wie war es auch möglich, wie konnten Sie —"

„Räuber werden?" fragte Jener mit verbissenem Grimm. „Herr, wissen Sie, wozu Verzweiflung, Wuth,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wahnsinn den Menschen bringen kann? — Und hatte ich etwa nicht Veranlassung zu verzweifeln, wahnsinnig zu werden? Gab es ein Handwerk, was mich noch mehr entehren konnte? War ich nicht „infam"? Hing mein Bild nicht an dem Galgen?" —

Eine Thräne, von welcher Villiers nicht wußte, ob sie dem Gram oder der Wuth angehöre, rollte über die Wangen des Räubers.

„Jetzt, mein Herr," fuhr der Sprechende, nach einer Pause, in einem Tone, in den er Ruhe und Kälte zu legen suchte, fort, „wissen Sie mein Geheimniß. Ich habe nur wenig noch beizufügen. Fast alle meine Leute sind Unglückliche wie ich. Die Einen sind Vertriebene aus der Gegend von Compiegne, die Andern Unzufriedene aus verschiedenen Gründen. Anfangs begnügten wir uns, nur das Eigenthum der Regierung anzutasten, die Noth hetzte uns endlich auf das Privateigenthum. Der Unglückliche kommt leicht dazu, auch Andere unglücklich zu machen. Wir plünderten Reisende auf der Landstraße. Selbst Diese, aus England wohlhabend zurückkehrend," — er zeigte auf seine Frau — „fiel in unsere Hand und ward beraubt. Anfangs hielt Zwang, endlich das Mitleid sie bei mir zurück. — Ach, als sie in Paris und London in Glück und Ueberfluß, in Mitte der Vergnügungen zweier Weltstädte lebte, dachte sie nicht, dereinst die Höhle eines Räubers zur Wohnung zu haben."

„O ich bitte Dich, mein Freund! Sei ruhig. Es

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kann einst Alles besser werden. Ich klage ja nicht;" sagte freundlich die Frau, indem sie die Hand des Sprechenden in die ihre schloß.

„Nein, Du klagst nicht, aber Du leidest!" rief heftig der Räuber, indem er die Hand seiner Gattin an die Lippen drückte. — „Was sie leidet, mein Herr," fuhr er in großer Aufregung zu Villiers gewendet fort, „werden Sie ermessen können, wenn Sie sich Marion de Lormes, die Gefeierte, die Freundin Ninons de Lenclos, die Wittwe Cinqmars, als das Weib eines Räubers denken." —

„Wie?" rief Villiers vom größten Erstaunen ergriffen, „Sie sind Marion de Lormes? — Ist es möglich?" —

„Sie wissen jetzt Alles, Alles, mein Herr!" sagte Marconnay mit schmerzlicher Ergebung. „Urtheilen Sie nun selbst, ob mir zu helfen ist."

„Wer weiß!" rief Villiers nach kurzem Nachdenken. „Mazarin ist todt. — Wenden Sie sich an den König; er ist groß und edelmüthig."

„Umsonst!" sagte Jener kopfschüttelnd. „An eine Begnadigung ist unter diesen Umständen nicht zu denken."

„Sie ist nicht unmöglich!" rief lebhaft der junge Mann. „Sie sagen selbst, die Leute, die Sie umgeben, seien fast lauter Vertriebene, Unzufriedene. So scheint man es auch zu Paris anzusehen. Sie wissen selbst, wie viele fruchtlose Mühe man sich gegeben hat,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sie und Ihre Genossen aufzusuchen, und auseinander zu sprengen. Ein Krieg ist im Beginn auszubrechen. Die Regierung scheint zu fürchten, Sie könnten einen Sammelplatz für die vertriebenen Protestanten, für die Unzufriedenen aller Klassen bilden. Wenn Sie erklärten, daß Sie sich unterwerfen wollten —"

„Unmöglich!" fiel Marconnay ein. „Man würde sich gar nicht herablassen, mit uns unterhandeln zu wollen."

„Hm! So geradezu und auf offiziellem Wege nicht;" versetzte Villiers nachdenkend. — „Aber mir fällt da ein Gedanke ein!" setzte er lebhaft hinzu. „Urtheilen Sie selbst, ob er so übel ist? — Sie wendeten sich, unter Ihrem wahren Namen, geradezu an den König, und bäten um Ihre Begnadigung, mit der Bitte, bei Ausbruch des Krieges ein Freikorps errichten zu dürfen; dieses bestünde nur aus Ihren jetzigen Genossen."

„Aus Geächteten?" sprach Marconnay trüb lächelnd. „Ihre Phantasie spielt Ihnen da wieder einen Streich."

„Keinesweges!" rief lebhaft der junge Mann. „Der, welcher Ihre Sache führte, müßte dem Monarchen die ganze Wahrheit entdecken, und der Letztere den Unzufriedenen, die an dem bevorstehenden Kampfe Theil nähmen, Amnestie für Alles was vorhergegangen ertheilen."

„Luftschlösser, die Sie bauen! — Unmöglich! — Nein unmöglich!" rief Marconnay, dem Jüngling jedoch aufmerksam sein Ohr leihend.

„Möglich! — Sehr möglich! sage ich;" versetzte

Villiers lebhaft. Die Regierung gewänne auf diese Weise manchen Unzufriedenen, der ihr Unruhe macht, und erwürbe obendrein auf die leichteste Art ein Corps tapferer Soldaten. Sie, Kapitain, retteten Ehre und Namen, denn jede Spur von Jean du Tertre würde verschwinden, und was auch etwa Ihre Feinde deshalb murmeln könnten, wäre dann nichts als ein Gerücht, das keine Folgen haben könnte."

„Nein! — Nein! — Hoffnung wäre Wahnsinn;" sprach Marconnay, doch mehr wie vor sich hin.

Seine Gattin, die bis dahin geschwiegen hatte, ergriff das Wort.

„Es ist ein Strohhalm in der Fluth," sagte sie sanft weinend, „aber auch diesen muß man ergreifen. — Alles liegt nur daran, einen Freund zu finden, der es übernähme, dem König ein Memoire zu überreichen."

„Sie haben ihn gefunden! Suchen Sie keinen andern, wie mich!" rief Villiers lebhaft. „Der Obrist des Regiments Auvergne ist ein Ehrenmann —"

„Ja, das ist er! — Ducoudray war mein Waffenbruder in Spanien und vor Stenay;" fiel Marconnay ein.

„Ihm vertrauen wir uns!" rief Villiers eifrig. „Wir setzen ein Memoire auf. Der Obrist legt Zeugnisse über Ihre frühere Tapferkeit und Diensteifer bei. Ich reise mit Allem nach Paris, verschaffe mir eine Audienz, die ich durch meine Verbindungen erhalten kann, und Alles wird noch gut werden."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Sie sind ein wackerer, junger Mann," versetzte Marconnay trüb lächelnd, indem er die Hand des Jünglings ergriff, „aber Ihre Phantasie schweift stets über die Gränzen der Möglichkeit hinaus —"

„Ei, so versuchen Sie es damit!" rief Villiers munter. „Oft gelingt auf ungewöhnlichem Wege, was auf der breiten Landstraße mißlingen würde. Was könnte es Ihnen im schlimmsten Falle für Nachtheil bringen —"

„Mir? — Nichts, aber Ihnen;" versetzte Jener.

„Wohl! — So will ich es darauf wagen;" rief Villiers keck. „Noch heute spreche ich mit meinem Obristen. Wo? ich Sie gefunden, verschweige ich; ich erkläre, daß ich Ihnen darauf mein Ehrenwort verpfändete; was hiermit geschieht. Sobald ich die Zeugnisse, die ich brauche, erhalten habe, eile ich nach Paris. Dort biete ich alle meine Freunde auf —"

„Und ich die meinigen!" fiel Marion ein. „Ich gebe Ihnen Briefe an Ninon des Lenclos. Das Haus derselben ist noch heute der Sammelplatz alles dessen, was bedeutend, geist- und einflußreich ist. Unstreitig giebt es unter den Freunden Ninons einen oder den andern mächtigen Mann, der sich unserer Sache annimmt, und sie — darauf kenne ich sie — wird es, diesen dazu zu vermögen, an nichts fehlen lassen."

„Ja, so geht es! — So muß es gehen!" rief Villiers lebhaft. „Lassen Sie mich nur erst vor den König gelangen! Er hat eine große, eine edle Seele.

Meine Worte werden nicht ohne Eindruck bleiben. Sie werden es um so weniger, als ich nicht für mich spreche."

„O Herr von Villiers," sagte Marion mit der, selbst jetzt noch wie einst, so süßen, bezaubernden Stimme, „wenn es Ihnen gelänge uns zu helfen. Unsere ewige Dankbarkeit —"

„Keinen Dank!" unterbrach sie der junge Mann enthusiastisch. „Sie belohnen mich schon im Voraus, indem Sie mir zu der Bekanntschaft Ninons de Lenclos verhelfen, jener Frau, in welcher ich mir das Ideal eines Weibes — wie ich mir ein solches denke — vorstelle."

„Ninon," sagte die Vorige lächelnd, „ist mit mir in einem Jahre geboren. Sie scheinen dies zu vergessen."

„O wer würde bei diesem Weibe an die Jahre denken!" rief der junge Mann mit dem vorigen Enthusiasmus. „Sie ist im Besitze ewiger Jugend. Es ist noch nicht lange her, als ich Briefe las, welche Ninon an einen frühern Geliebten geschrieben. Jede Zeile athmete Liebe, jedes Wort verrieth eine Fülle von Geist. — Ja, Madame, lächeln Sie immer, wenn ich Ihnen sage, daß ich vielleicht — nein gewiß — unter die Zahl der Verehrer Ninons de Lenclos gehören werde, daß ich mich selbst in diesem Augenblicke schon zu ihnen zähle."

„Ich möchte nicht darauf schwören, daß Ihre Ahnung nicht in Erfüllung gehen sollte!" sagte Marion

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kopfschüttelnd. — „Ruhen Sie indeß jetzt bei uns bis zum Anbruch des Tages. Ich eile an Ninon zu schreiben, und die Freundin zur Hülfe aufzurufen."

Während Marion schrieb, unterhielten sich die beiden Männer über die nächste Zukunft. Villiers setzte seinem neuen Bekannten ausführlich die Pläne auseinander, auf welche er die Hoffnung eines sichern Gelingens baute. Er sagte, daß es ihm nicht schwer fallen würde, die sämmtlichen ältern Offiziere zur Unterzeichnung einer Bittschrift um Begnadigung Marconnay's zu bewegen, daß er dies jedoch von dem Rathe des Obristen abhängig machen, und auf keinen Fall ihnen etwas über die spätere Laufbahn ihres ehemaligen Kameraden mittheilen werde. Marconnay hörte dem jungen Manne mit großer Theilnahme und sichtlicher Rührung zu, dann sagte er leise und schmerzlich: er habe nur einen Wunsch, nämlich den, nach wiedererlangter Restitution als Soldat, vor den feindlichen Wällen, ritterlich kämpfend, zu fallen. — Als Villiers zu wissen begehrte: wie es möglich gewesen, daß Marconnay ihn sogleich erkannt, da er ihn doch früher nie gesehn, erwiederte dieser: daß der Wunsch, die alten Fahnen, unter denen er zu Stenay und in Spanien gekämpft, noch einmal wiederzusehen, ihn in das nahe Standquartier des Regiment Auvergne getrieben, daß er einer Musterung der Truppen in Verkleidung beigewohnt, und endlich, nachdem er Villiers an der Spitze seiner Compagnie gesehn, zum zweitenmale in Gesellschaft anderer Offiziere im Wirthshause „au cheval blanc" ange-

troffen habe, wo der Ohrenzeuge der Wette desselben gewesen sei. — —

Der Tag dämmerte schon, als Villiers an den Aufbruch dachte. Marconnay entließ den jungen Mann mit herzlichem Händedruck und Marion unter tausend Thränen der Rührung. Der Räuber begleitete ihn bis über die Gränzen des Waldes. — — —

Es war etwa drei Wochen später, als ein junger Offizier in weißer Uniform, der rothe Kragen und die Aufschläge von goldenen Stickereien strotzend, sich in dem Salon de service des königlichen Schlosses zu Paris befand, und ängstlich nach einer breiten, geöffneten Flügelthüre schaute, als ob er von daher Jemand mit Ungeduld erwarte. Der junge Krieger war von strahlender Schönheit, und diese ward durch die glänzende Uniform noch mehr gehoben. Wer ihn heute sah, würde in ihm nicht den Bauerburschen Claude, wie solcher in der Höhle des „rothen Dachshundes" auftrat, wiedererkannt haben. Die Anrede mehrerer Offiziere, die zur maison du roi gehörten, und welche die Bekanntschaft des jungen Kameraden, dessen Aeußeres ihnen imponirte, zu machen strebten, beantwortete er ziemlich einsilbig und zerstreut. Jetzt trat ein schöner, junger Mann in Generalsuniform, das blaue Band über der Schulter, durch jene Flügelthüre, und rasch eilte ihm unser Bekannter entgegen. Der Eintretende war der Duc de Grammont, Kapitain der Mousquetaires der garde royale.

„Alles geht gut, Herr von Villiers," sagte er, den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

jungen Mann bei Seite ziehend, „und ich mache Ihnen im Voraus mein Kompliment deshalb. Sie werden bald gerufen werden, und ich denke, der König wird Alles bewilligen. O er ist heute sehr gnädig! Sagen Sie aber der admirablen Ninon, wenn Sie solche sehen — und Sie sehen sie gewiß heute noch — daß ich und Crequi Alles für Herrn von Marconnay gethan haben, was in unsern Kräften stand."

„Sie haben für ihn gesprochen? — O Herr Herzog —" fiel Villiers ein.

„Gesprochen?" unterbrach ihn Grammont. „Wo denken Sie hin? — Wie wäre dies möglich? — Der König würde sich nicht wenig gewundert haben, daß ich mich in eine Sache mischte, die mich nichts angeht, und der Kriegsminister hätte es mir zeitlebens nicht vergessen. Bewahre, ich habe es anders angefangen. Sie wissen, Desfontaines, der das Arrangement der Verzierungen des Herkulessaales zu Versailles zu besorgen hat, ist mein Bekannter. Diesen habe ich seit acht Tagen beständig getrieben, sein Werk zu beschleunigen, und heute früh hat er dem Könige die Anzeige gemacht, daß Alles fertig ist."

„Das wird Sr. Majestät gewiß sehr angenehm sein, aber ich begreife in der That nicht —"

„Crequi — Sie wissen, er ist Grand-veneur —" fuhr der Herzog, ohne sich unterbrechen zu lassen, fort, „hat vor drei Tagen den schönen Sechzehner, der aus der Wildbahn ausgetreten war, und der deshalb nicht

gejagt werden konnte, wieder aufgefunden, die Anzeige aber blos Ihrer Sache wegen bis heute früh verspätet. — O, es wird gewiß Alles gut gehen!" —

„Ich gestehe offen, Herr Herzog," sprach Villiers erstaunt, „daß ich den Grund, worauf Sie diese glückliche Voraussetzung bauen, nicht zu fassen vermag."

„Nicht? — Nun ich glaub' es wohl;" versetzte Grammont lächelnd. „Es ging mir Anfangs fast wie Ihnen, obwohl ich auf diesen Parkets aufgewachsen bin. Verlassen Sie sich darauf, die Sache geht gut. — Zum Ueberfluß will ich Ihnen noch sagen, daß ich dabei war, als der Kriegsminister dem Könige den Bericht über Ihr Memoire übergab. Ich pflege sonst eben nicht aus der Schule zu schwatzen, diesmal aber mache ich eine Ausnahme — sagen Sie Ninon, es geschähe ihretwegen — und somit sage ich Ihnen: la chose est faite." —

„O Herr Herzog! Ich bitte Sie. Nur ein Wörtchen. Was sagte der König?" rief Villiers dringend.

„Was er sagte? — Dieu de Dieu! — Gar nichts sagte er, wie es seine Gewohnheit ist;" versetzte Grammont. „Das heißt: Sie würden es für nichts gehalten haben, aber mir war es gleich sonnenklar, daß er die Sache wegen Errichtung des Freikorps für wichtig hielt, und daß er bejahend resolvirte."

„Dürfte ich fragen, woraus Sie dies schließen, wenn er gar nichts gesagt hat?" sprach Villiers entmuthigt.

„Es lag ganz auf der Hand;" versetzte Grammont im Tone fester Gewißheit. „Er las den Bericht von

Anfang bis zu Ende, dann sagte er: C'est un cas! — dies der Beweis für die Wichtigkeit — dann kniff er ein Ohr in das Memoire, und er kniff es nach innen — verstehn Sie wohl: nach innen — darin lag die Genehmigung. — Sie sehen mithin, Herr von Villiers, die Sache ist abgemacht; darum nochmals meinen Glückwunsch, und tausend Handküsse der admirablen Ninon." —

Mit zwei Entrechats war der „Marechal de camp, Grand-ecuyer, Capitaine des gardes françaises, Duc de Grammont" zur Thüre hinaus.

„Gott stehe uns bei!" sagte Villiers kopfschüttelnd. „Also: C'est un cas! und ein in einen Bogen Papier gekniffenes Ohr, das ist bis jetzt die einzige Gewährleistung für Leben und Ehre eines tapfern Soldaten, eines einst berühmten, und jetzt verarmten und unglücklichen Weibes, und fast hundert anderer Menschen." —

Der junge Mann würde seine Betrachtungen noch länger fortgesetzt haben, aber eine Stimme rief laut ins Zimmer:

„Der Ritter de Villiers, Kapitain im Regiment Auvergne!" — —

Obwohl der junge Mann sehnlich auf den Augenblick gewartet hatte, wo es ihm vergönnt sein würde vor dem Könige zu erscheinen, so durchzuckte ihn doch eine Art Schauer von dem Scheitel bis zur Sohle. Obwohl die Geschichte Ludwig dem Vierzehnten den Beinamen des „Großen", den ihm seine Zeitgenossen beilegten, be-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

streitet, so muß der unpartheiische Beurtheiler dennoch zugeben, daß großartige Eigenschaften in ihm lebten. Die bürgerlichen Kriege hatten Männer von Talent bemerkbar werden lassen, und König Ludwig hatte die seltene Gabe, ihnen sogleich in den Gebieten der Wissenschaften, der Verwaltung, der Heeresführung die Plätze anzuweisen, wo sie für den Staat — oder vielmehr für den Monarchen, der es wagte, den Grundsatz: „l'etat c'est moi!" öffentlich auszusprechen — vom größten Nutzen sein mußten. Man würde dem Könige überhaupt Unrecht thun, wenn man ihm viele wahrhaft königliche Eigenschaften absprechen wollte. Er hatte einen großmüthigen Sinn, vor Allem liebte und schätzte er Künste und Wissenschaften, und dies war um so mehr zu verwundern, als seine Erziehung eine vernachläßigte gewesen war. Was ihm indessen am meisten die Bewunderung der Franzosen der damaligen Zeit verschaffte, waren die Repräsentationsgaben, die vielleicht kein König in einem höhern Grade, wie Ludwig der Vierzehnte, besessen hat. Sein Aeußeres war höchst vortheilhaft, er galt für den schönsten Mann seiner Zeit. Die edelsten Gesichtszüge, der herrlichste Anstand, ein hoher Wuchs, Alles vereinigt mit einer seltenen Würde im Betragen und einer höchst einnehmenden Stimme, gewannen ihm alle Herzen, die sich ihm nahten. Ernsthaft von Natur, sich fast niemals einen Scherz erlaubend, liebte er es doch, wenn Andere fröhlich waren; sein Ernst hatte dabei nichts Düsteres, Abschreckendes, doch fühlte Jeder, von dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Höchsten bis zum Niedrigsten, eine Ehrfurcht in seiner Nähe, wie sie nur die Hoheit, die über sein ganzes Wesen ausgegossen schien, einzuflößen im Stande war. Da sich an seinem Hofe, ja in dem ganzen damaligen Frankreich, Alles nur auf ihn bezog, er, so zu sagen, die Seele von Allem war, er überhaupt vor allen Regenten seiner Zeit die Kunst besaß, seine Umgebungen gänzlich zu beherrschen, so war die Ehrfurcht, die man ihm weihte, eine Art Kultus, und Villiers, als er dem einführenden „premier gentilhomme du roi" nach dem Zimmer des Königs folgte, war von einem Gefühle durchdrungen, als ob er die Schwelle des Tempels einer Gottheit zu überschreiten im Begriff sei. —

So wie unser Bekannter in das Kabinet des Königs trat, traf er den jungen, noch nicht völlig dreißigjährigen Monarchen unweit eines Fensters, mit der Hand auf einen Arbeitstisch gelehnt, der mit einer Menge Papiere bedeckt war. Der König hielt eine Schrift in der Hand, in welcher Villiers sein Memoire erkannte. Der würdevolle Blick des Königs war auf den jungen Mann gerichtet, der nach den herkömmlichen Verbeugungen näher trat, und die Anrede seines Souverains schweigend erwartete.

„Sie scheinen sich für das Geschick des Hauptmanns Marconnay sehr warm zu interessiren;" hob der König an. „Er hat sich schwerer Verbrechen schuldig gemacht."

Der Ton des Monarchen war gütig, aber ernst; es stiegen Besorgnisse im Geiste des jungen Mannes auf,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

er fing an zu zweifeln, ob auch das „nach innen geknissene Ohr" des Memorials, die vortheilhafte Bedeutung, die der Herzog von Grammont ihm beigelegt, haben dürfte; dennoch ermannte er sich sogleich.

„Ach, Sire," sagte er mit soldatischer Freimüthigkeit, indem seine schönen offenen Züge alle Empfindungen seiner Seele wiederspiegelten, „ich dachte bei der Abfassung der Bittschrift mehr an den tapfern Krieger, und an den Unglücklichen, als an den Verbrecher."

„Und halten Sie sich überzeugt, daß er sich bestreben würde, seine Vergehen vergessen zu machen, wenn ich ihn begnadige?" fragte König Ludwig.

„Sire, er kann nicht weniger thun, als sich tödten lassen!" versetzte mit dem Tone der Ueberzeugung der junge Mann.

„Und die übrigen Verbrecher? — Wird ihnen zu trauen sein? — Es sind, wie Sie sagen, fast sämmtlich Hugenotten;" sprach der Souverain, den jungen Offizier bedeutsam fixirend.

„Nach dem, was Marconnay versicherte, zweifle ich nicht an ihrer Treue. Vielleicht würde ihr Beispiel auch von gutem Eindrucke auf ihre übrigen Glaubensgenossen sein."

Villiers glaubte zu bemerken, daß er mit diesen Worten eine Saite getroffen, die er am besten unberührt gelassen hätte. Ein leichtes, fast verächtliches Lächeln flog durch die Züge König Ludwigs; dann sagte er kalt:

„Mein Großvater liebte die Hugenotten und fürchtete

sie nicht; mein Vater liebte sie nicht, aber er schien ihre Treulosigkeit zu fürchten; ich liebe sie weder, noch fürchte ich sie." —

Der König schien hier zu viel gesagt zu haben, er hielt plötzlich inne, und sagte dann:

„Indeß, auch der Verbrecher, selbst der Rebell hat eine Eigenschaft, eine unveräußerliche Eigenschaft, welche, wo Besserung nicht allzu unwahrscheinlich ist, mich leicht veranlaßt, die Gnade an die Stelle strenger Gerechtigkeit treten zu lassen: er ist mein Unterthan, er ist Franzose. — Aus diesem Grunde bewillige ich die Begnadigung Marconnay's und seiner Genossen."

„O Sire!" rief Villiers, dessen Entzücken sich nicht mäßigen ließ; „Sie erheben in diesem Momente hundert zertretene Herzen."

„Ich begnadige sie," fuhr der König ruhig fort, „unter folgenden Bedingungen: Der Kapitain Marconnay, so wie seine Gefährten, und Alle die, welche sich in ähnlichen Verhältnissen befinden, erhalten, wenn sie sich binnen vier Wochen in Compiegne einstellen und dort ihre Reue erklären, Verzeihung für das was ihnen zur Last fällt. Sie werden dort zu einer Freikompagnie formirt, und diese bei dem nächstens zu eröffnenden Feldzuge der Avantgarde zugetheilt. Da es nicht unwahrscheinlich ist, daß mancher Unwürdiger von diesen Bedingungen Gebrauch machen wird, so wird ein permanentes Kriegsgericht jeden vorkommenden Exceß, der von einem, zu diesem Korps gehörigen Soldaten begangen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wird, zu richten bereit sein, und die Sentenz, ohne, wie sonst, vorher an den Minister zu berichten, vierundzwanzig Stunden nach dem Urtheil vollziehn lassen. Da nur Strenge ein, aus solchen Leuten formirtes, Korps in Ordnung halten kann, so soll jedes grobe Vergehen, für welches sonst mehrjährige Galeerenstrafe erkannt wird, sofort mit dem Tode bestraft werden. Von Begnadigung kann nie die Rede sein."

„Ich halte mich überzeugt," sprach Villiers, als ihn sein Souverain mit einer Miene anblickte, die ihn aufzufordern schien, etwas zu erwiedern, „daß jene Unglücklichen durch ihr Betragen vergessen machen werden, daß die Verbrechen, welche sie begangen haben, strenge Maßregeln nothwendig machten."

„Gehen Sie zu dem Minister, holen Sie sich dort die Ausfertigung meiner Befehle, und lassen Sie solche den Betheiligten verkünden; sodann kehren Sie nach Paris zurück und empfangen Sie die Ausrüstung zur Formation dieser Kompagnie. Ich beauftrage Sie damit;" sagte der König, indem er den jungen Mann mit einer leichten Bewegung der Hand entließ.

Entzückt verließ Villiers das Kabinet des Königs, und bald hatte er das Palais im Rücken. — —

Es war am Abend desselben Tages, als der junge Mann mit einem freudestrahlenden Gesicht in Ninon's Zimmer trat.

„Hier! — Hier!" rief er, ein Papier hoch empor haltend. „Lesen Sie selbst!"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ninon de Lenclos war jetzt eine Frau von einigen funfzig Jahren, aber sie schien die Mitte des Lebens noch nicht überschritten zu haben. Sie konnte immer noch für eine schöne Frau gelten. In der That hatte sich der Ruf ihrer Reize, ihrer Liebenswürdigkeit, ihrer Abentheuer noch keineswegs vermindert. Was in der Pariser Männerwelt für geistreich, mächtig und der Mode des Tages angehörig galt, zog, wie vor dreißig Jahren, an dem Triumphwagen der neuen Aspasia. Die Zahl ihrer Bewunderer hatte sich sogar gegen früher noch vermehrt, denn Ninon hatte das seltene Talent, ihre abgedankten Liebhaber in Freunde, von welchen einige sogar bis ins Alter aushielten, verwandeln zu können. Man sah daher jetzt einen Männerzirkel, vom Greisen- bis zum Jünglingsalter herab, nach dem Landhause von St. Germain, das seine Bewohnerin so interessant machte, hineilen, und wenn auch der Eine oder der Andere — z. B. der Großprior Vaudoncourt, der von dem Tage der Abholung des Kindes wegblieb, Despvetaux, dessen Hammel entschlafen, die Schäferin Dupuis aber mit einem Italiener in alle Welt gegangen, und der deshalb vor Gram gestorben war — dort nicht mehr erblickt wurden, so waren deren Plätze seitdem jedoch dreifach ersetzt worden.

„Ich hatte es kaum erwartet;" sagte Ninon, als sie die Schrift gelesen hatte, und sie dem jungen Manne mit freundlichem Blicke zurückgab. „Ich beneide Sie jetzt, mein Freund, um das Gefühl, das Sie im Herzen tra-

gen, und ich danke Ihnen tausend, tausendmal für das, was Sie für das Wohl, die Ruhe der armen Marion gethan haben. — Wie ich aus diesem Papiere sehe, reisen Sie noch diese Nacht nach den Ardennen ab, und kehren nach wenigen Tagen wieder zurück. O wie sehnlich wünschte ich an Ihrer Seite in die Höhle des unglücklichen Marconnay zu treten, Sie wie einen Boten der Götter in der Unterwelt erscheinen zu sehn, und den Unglücklichen die Begnadigung verkündigen zu hören. Gewiß, es würde mich sehr glücklich machen, ich würde stolz sein, einen Mann meinen Freund zu nennen, dem hundert Arme sich sehnend und segnend entgegenstrecken, dem meine Marion, wie ich sie kenne, still weinend, sprachlos, aber mit einem Herzen voll unendlichen Dankes die Hand reichen wird, voll jenes heißen Dankes, mit dem ich Ihnen in diesem Augenblicke die meinige reiche."

„Ha, meine Freundin, meine theure, angebetete Ninon," rief mit glühendem Enthusiasmus der junge Mann, die ihm dargebotene weiße Rechte mit beiden Händen ergreifend, und sie wiederholt an seine Lippen drückend, „darf ich mir diese Worte nach meinen Wünschen erklären? — Darf ich hoffen —"

„Nein! — Nein!" rief Ninon, dem Jünglinge rasch ihre Hand entziehend. „Wie ist es möglich, daß Sie, nach dem was ich Ihnen gesagt, noch einmal auf diese Gedanken, auf eine unerklärliche Ueberspannung, eine Schwärmerei, die ich mir kaum zu deuten weiß, zurück-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kommen können? Eine Verbindung, eine Ehe würde uns Beiden auf immer das Siegel der Lächerlichkeit aufdrücken."

„Glauben Sie?" rief Villiers leidenschaftlich. „Ich bin vom Gegentheil überzeugt. Man könnte es ungewöhnlich finden — und ich liebe das Ungewöhnliche — daß Ninon, die von den Edelsten, Mächtigsten Frankreichs gefeiert wurde, die Fürsten zu ihren Füßen sah, die Philosophin in der Liebe, einem unbedeutenden jungen Manne ihre Hand reiche, sie, die bis jetzt die Fesseln der Convenienz mit freiem Geiste zu verachten wußte, sich für immer zu binden gesonnen sei, aber — lächerlich fände man es nicht."

„Ja, lächerlich;" fiel Ninon kopfschüttelnd ein. „Auf Sie, mein Freund, aber fiele dieser Schein noch mehr wie auf mich. Und, in Wahrheit — gestehen Sie es selbst — Niemandem könnte man es verargen. Unsere Jahre sind so verschieden, daß ich Ihre Mutter sein könnte. — Nein, nein! Sprechen wir nicht mehr davon, wenn Sie mir nicht schmerzliche Empfindungen verursachen wollen."

„Und dennoch, Ninon," rief Villiers mit leidenschaftlicher Gluth, „weiß ich, daß endlich der Erfolg meine Wünsche krönen wird! — Sie lächeln? Sie verneinen es? — O ich werde Sie so sehr, so glühend lieben, Sie werden sich von meiner Liebe so lebendig überzeugen, daß Sie überwunden, ja gezwungen werden, mich wieder zu lieben."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lange sprach der junge Mann mit einem Enthusiasmus, einer Gluth der Leidenschaft, die deutlich darlegten, daß jedes seiner Worte aus dem Tiefinnersten einer liebenden Seele kam, und daß seine ganze Phantasie nur durch einen Gedanken, den der Gegenliebe Ninon's, bewegt wurde. — —

Es war schon tief in der Nacht als eine Chaise vor dem Landhause vorfuhr, um den jungen Mann zu der Reise nach den Ardennen aufzunehmen. In wenig Tagen legte Villiers den Weg zurück. Schweigend drückte ihn Marconnay an die Brust, als er ihm das Begnadigungspatent überreichte. Marion schluchzte laut, und nannte ihn tausendmal ihren Wohlthäter, ihren Freund. Einige Tage später war das „chateau du diable" verlassen, und die Bewohner desselben trafen unter verschiedenen Namen, und von mehreren Seiten zu Compiegne ein, um sich bei der neu errichteten Kompagnie anwerben zu lassen. Auch viele andere Flüchtlinge benutzten die Gelegenheit, um der Amnestie theilhaftig zu werden. Niemand muthmaßte unter dem Anführer des Freikorps den gefürchteten „Terrier rouge", und die Gefährten Marconnay's waren bei einem gänzlichen Schweigen allzusehr betheiligt, als daß sie die Identität ihres Führers mit dem ehemaligen Räuberhauptmann hätten verrathen sollen. — Marconnay hatte seinen jungen Bekannten inzwischen gebeten, Marion nach Paris zu geleiten. Ninon schilderte in jedem Briefe, wie viel Freude es ihr machen würde, die Freundin wiederzusehn, und während

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Zeit, daß Marconnay im Felde wäre, mit ihr unter einem Dache zu leben.

Villiers willigte gern in dies Verlangen. Ohnehin rief ihn der Dienst nach Paris, wo er die Ausrüstung für die Neuangeworbenen in Empfang zu nehmen hatte. —

Ninon war entzückt, Marion wiederzusehen. Der Empfang der Freundin konnte nicht liebevoller sein. Gegen Villiers war sie eben so freundlich, aber man konnte merken, daß ihr Betragen etwas Gemessenes hatte, wodurch sie den jungen Mann in Schranken bannen wollte, die ihn verhinderten, seine Bewerbungen zu wiederholen. Die Leidenschaftlichkeit Villiers' durchbrach dieselben bald. Er ergoß sich in laute Klagen über die Kälte Ninon's, und sein ganzes Wesen schien so aufgeregt, so ergriffen, daß Jene bald genöthigt war, die Ergüsse seiner Gefühle, die Schilderungen seiner Leidenschaft aufs Neue anzuhören. Ninon hatte bis dahin gehofft, an Marion einen Beistand gegen das Ungestüm der Leidenschaft des jungen Mannes zu finden; sie betrog sich indeß. Der Dienst, den Villiers ihr und ihrem Gatten geleistet, war allzugroß, als daß sie sich nicht veranlaßt gefunden hätte, Villiers' eifrigste Fürsprecherin bei Ninon zu werden. Ueberhaupt hatte Marion darin einige Aehnlichkeit mit dem jungen Freunde, daß ihre Phantasie sich stets zu dem Romantischen neigte, und dies war auch die Ursache gewesen, daß sie sich so leicht mit dem Gedanken, die Gattin eines Räubers zu sein, hatte vertraut machen können. Sie sah daher in der Liebe des Jünglings zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einer Frau, die über die Mitte des Lebens hinaus war, nur das Ungewöhnliche, und dies war es gerade, was ihr diese Leidenschaft anziehend machte, während Ninon's klarer Verstand ihr blos die Nachtheile einer Verbindung dieser Art erblicken ließ. Sobald Villiers von Liebe sprach, bot Ninon alle Mittel auf, den jungen Mann theils durch Spott, theils durch Vernunftgründe, von der Absurdität seiner Leidenschaft zu überzeugen, aber alles umsonst. Sein ewiger Refrain war: „Weisen Sie mich immer zurück, Sie werden mich endlich dennoch lieben müssen; meine Liebe wird Sie dazu zwingen!"

Villiers hatte, indem er diese Handlungsweise annahm, unbewußt zwei, nicht unpraktische Maximen Ninon's befolgt. Sie pflegte manchmal zu sagen: „Die Liebe des Mannes ist der Thermometer für die Liebe des Weibes!" und: „Man fürchtet undankbar zu scheinen und wird zärtlich." Beides sollte sich auch hier bewähren. Es konnte ihr unmöglich gleichgültig bleiben, die Betheurungen eines schönen, jungen Mannes, der nicht ohne Geist war, fortwährend anzuhören, und nur zu bald empfand sie, daß er sich nicht ohne Grund über Härte zu beklagen hätte, da in früherer Zeit Männer, die in diesen Beziehungen unter Villiers standen, ihre Neigung besessen hatten. Was die dringenden Bitten Villiers nicht hatten erreichen können, gelang den Vorstellungen Marion's. Ninon befreundete sich mehr und mehr mit dem Gedanken, daß ihre Jahre kein so unübersteigliches Hinderniß zu einer Verbindung mit ihrem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

jungen Freunde abgeben würden, und diese Ueberzeugung kam ihr um so eher, als ihr Spiegel derselben nicht widersprach.

Villiers brachte in diesen Tagen jede Stunde, die der Dienst nicht in Ansprach nahm, zu St. Germain bei Ninon zu. Eines Nachmittags traf er sie nicht in ihrer Wohnung; sie war nach Paris gefahren, eine Freundin zu besuchen, und Marion hatte sie begleitet. Um sich die Stunden des Wartens zu vertreiben, eilte Villiers in einen Mantel gehüllt, auf die, wegen ihrer herrlichen, Aussicht berühmte Terrasse. Hier ließ er sich auf einer Bank nieder, um sich an dem entzückenden Anblicke der Gegend zu weiden. Auf einer Seite übersah er den prächtigen Park, dessen dunkle Schattirungen, ehrwürdige alte Bäume ihn stets so anzogen und in ihre Schatten ladeten, auf der andern blickte er in die hintere, unübersehbare Ebene, wo man, die Krümmungen der Seine verfolgend, zahllose Schlösser, Landhäuser, Dörfer und Städtchen zu seinen Füßen liegen sieht. Mit Interesse ruhete auch das Auge des Jünglings auf den Eckthürmen, den hohen Gallerien des alten Schlosses, welches die früheren Könige so liebten, wo Heinrich der Zweite, Karl der Neunte, selbst Ludwig der Vierzehnte geboren wurden, und das der Letzte, wie man erzählt, blos darum aufgab, und die platte, sumpfige Gegend von Versailles vorzog, weil er zu St. Germain die Grabstätte der Könige Frankreichs, die Abtey St. Denys beständig vor Augen hatte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Platz, wo Villiers sich niedergelassen hatte, war unweit einer Bank, wo sich eine muntere Gesellschaft befand. Die sechs bis acht Männer, aus denen sie bestand, schienen den höchsten Ständen anzuhören, denn die Titel: Marquis, Graf, Chevalier ertönten herüber und hinüber. Den Mittelpunkt derselben bildete ein alter, aber noch sehr munterer Herr mit grauem Haar, denn seine beißende, durch und durch mit Sarkasmen gespickte Rede, die sich um Angelegenheiten des Tages drehte, wurde oft vom Beifall und dem schallenden Gelächter seiner Gefährten unterbrochen.

Villiers hatte bis jetzt auf den Inhalt des Gesprächs wenig Acht gegeben, aber der Umstand, daß der Name: Ninon de Lenclos kurz hintereinander mehrmals genannt ward, erregte seine Aufmerksamkeit. Er war fortan ganz Ohr.

„Was Sie, Messieurs, von der Geschichte dieser Dame kennen, ist so viel wie nichts!" fuhr der Alte eben in seiner Rede fort. „Kann Jemand darüber Auskunft geben, so bin ich es. Ich will nicht sagen, daß ich einst selbst zu den Begünstigten gehörte — es wäre auch indiskret davon zu sprechen, wenn es der Fall gewesen — aber ich habe mich früher als Beobachter oft in jenem Landhause, welches man „Klein-Sodom", oder „Neu-Gomorrha" nennen könnte, befunden."

„O erzählen Sie! Erzählen Sie!" riefen die Zuhörer.

„Wenn ich Ihnen, Messieurs, eine bloße Liste der

Liebhaber Ninon's entwerfen sollte, so würde mir dies viele Mühe und Ihnen wenig Vergnügen machen;" sprach Jener. „Es würde Ihnen bedünken, als hörten Sie eine Compagnieliste der Gardes du Corps, welche auch lauter erlauchte Namen enthält, vorlesen. Davon also kann keine Rede sein; aber einige interessante Züge will ich Ihnen aus der Geschichte dieser Legion d'Amour mittheilen. — Ihr Vetter, Chevalier" — fuhr er, zu einem jungen Mann gewendet, fort — „der Comte de Coligny, war Ninon's erster Liebhaber. Beide schwuren sich ewige Liebe und Treue. Der arme Graf glaubte an Ninon's Schwur wie an das Evangelium, und er wäre am Ende verrückt genug gewesen, sie zu heirathen, aber jetzt begann Ninon bereits die Liebe philosophisch zu studiren, und an einem schönen Tage setzte sie dem feurigen Anbeter ganz ruhig auseinander: „daß diese Leidenschaft nur ein Wahn sei, der nicht von uns abhinge, und der dem Ueberdrusse und der Reue unterworfen bliebe." Mit diesem Trostgrunde sendete sie den armen Narren — Pardon, Chevalier! — nach Paris zurück. Er wollte sich Anfangs eine Kugel durch den Kopf schießen, er unterließ es indeß, wie auch die Andern, die nach ihm in den gleichen Fall kamen, was auch ganz vernünftig war, denn am Ende wäre das Blei im Preise gestiegen."

Die Zuhörer, die den Sprecher umgaben, lachten überlaut.

„Ich übergehe das erste halbe Dutzend der Nachfol-

ger Coligny's, und komme gleich auf den Prinzen Condé;" fuhr der Sprechende fort. „Der große Feldherr war von Ninon's Reizen so bezaubert, er trieb seine Aufmerksamkeit gegen sie so weit, daß er, wenn er ihr begegnete, seinen Wagen halten ließ, ausstieg und sie an ihrer Wagenthür begrüßte."

„Unmöglich! — Rein unmöglich! — Ein Prinz von Geblüt?" riefen die Zuhörer.

„Foi de gentilhomme!" sprach betheurend der Erzählende. „Was wollen Sie sagen? Selbst der Kardinal Richelieu meinte, es gehöre zum guten Ton, eine zeitlang die Fesseln Ninon's getragen zu haben. Auf dem Lustschlosse des Kardinals zu Ruel, wurde durch den Vertrauten des allmächtigen Mannes, durch den Abbé Boisrobert, eine Zusammenkunft mit Ninon veranstaltet, ihr und Marion de Lormes — wie Sie wissen, eine Uebersetzung Ninon's ins Sentimentale — die galantesten und kostspieligsten Feste gegeben. Leider seufzte der große Liebhaber vergebens."

„Wirklich?" rief ein junger Marquis. „Das ist ein Beweis von Charakter. Ich liebe diesen bei den Frauen."

„Ich gratulire Ihnen dazu!" sagte trocken der Vorige. „Die Ansichten der Menschen sind verschieden. Was mich anbelangt, so hat mich der Charakter der Weiber immer vom Heirathen abgehalten. Uebrigens würde Ninon wohl nicht den Bewerbungen des Kardinals widerstanden haben, aber sie liebte damals zwei zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gleicher Zeit, nämlich den Marschall d'Etrées und den Abbé d'Effiat, und — was zu viel ist, ist zu viel. Richelieu hätte auf Abgang warten sollen."

Es war Villiers empörend, auf diese Weise von einer Frau sprechen zu hören, an der sein ganzes Herz hing. Er war mehrmals im Begriff aufzustehen und sich zu entfernen — denn die Freundin in Schutz zu nehmen, konnte er nicht wagen, da der Erzählende nur allzugut unterrichtet schien, und er fürchten mußte lächerlich zu werden — aber es war als ob er an seinen Platz gebannt wäre. Er blieb. —

„Nach jenen Beiden," erzählte der Alte weiter, „kam Villarceaux an die Reihe, aber die jüngere und hübschere Madame Scarron — das dritte Blättchen in diesem Frauenkleeblatt — kaperte ihn der Ninon weg. Villarceaux ward bald durch den Marquis la Chatre ersetzt. Als er ganz untröstlich war, zur Armee abgehen zu müssen, gab ihm Ninon eine Schrift, in welcher sie ihm ewige Treue versprach, aber schon vierzehn Tage nach seiner Abreise rief sie in den Armen eines neuen Liebhabers aus: „Ach das gute Zettelchen, das la Chatre hat!"

Das Gelächter der Anwesenden ließ den Erzähler eine zeitlang nicht zum Worte kommen.

„Nach la Chatre kam der Graf Preval, nach ihm der Marschall Choiseul, nach diesem Herr von Gourville, er ward ersetzt durch den Tänzer Pekourt" — fuhr er weiter fort, doch jetzt unterbrach ihn der Chevalier.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Hören Sie auf! — Hören Sie auf!" rief dieser lachend aus. „Erzählen Sie uns lieber jetzt, wie Sie mit Ninon standen, und wie Sie auseinander kamen, so wie wer jetzt der Begünstigte ist."

„Wie ich mit ihr stand? Gut. — Wie wir auseinander kamen? Schlecht. — Wer jetzt der Begünstigte ist? Wer sonst als ein Narr, und zwar der dümmste, der je an der Reihe gewesen, denn er will die Dame heirathen. — Es ist ein Offizier vom Regiment Auvergne, ein sentimentaler Fat, und soll de Villiers heißen."

Wüthend sprang der junge Mann von seinem Sitze auf, warf den Mantel zu Boden, und trat in den Kreis der Anwesenden.

„Mein Herr!" rief er mit vor Zorn zitternder Stimme. „Ich bin der Offizier, von dem Sie sprechen, Sie aber sind ein Elender, welchen ich züchtigen würde, wenn mich Ihre grauen Haare nicht abhielten. — Für jetzt verlange ich, daß Sie sich wegen der mir angethanen Beleidigung entschuldigen, falls nicht etwa einer Ihrer Freunde geneigt ist, mir an Ihrer Statt Satisfaction zu geben."

„Das will ich thun!" rief rasch der Chevalier.

„Bemühen Sie sich nicht, Herr von Senarmont, ich bin gewohnt meine Sache selbst auszufechten;" sagte trocken der Alte. „Die Klinge des Malteſers Wilhelms von Vaudoncourt ist zwar vor dreißig Jahren kräftiger gehandhabt worden, vielleicht auch geschickter, aber sie ist seit dieser Zeit nicht eingerostet, und immer noch gewandt

genug, um diesen jungen Herrn ein paar Unzen Blut, die er zu viel zu haben scheint, abzuzapfen. — Wann und wo ist es Ihnen gefällig, mein Herr?"

„Jetzt! — Jetzt gleich! — Dort im Park;" rief Villiers.

„Eh bien, begeben wir uns dahin;" sagte Vaudoncourt spöttisch.

„Ich eile Chirurgen zu holen!" rief der Chevalier. „Wo finden wir die Herren?" —

„Wo anders als bei dem „Tempel der Venus?" sagte mit hämischem Lachen der Vorige. „Es gilt für den Ruhm der französischen Lais eine Lanze zu brechen, und die Umgebung jenes Tempels, der heilige Hain Aphroditens ist mithin der schicklichste Ort."

Knirschend raffte Villiers seinen Mantel auf und warf ihn über die Schulter. Eilig verließ die Gesellschaft die Terrasse. Der junge Mann schritt in stummer Wuth voran, schweigend oder sich still und lächelnd unterhaltend folgten die Andern. Nur Vaudoncourt schien gänzlich unverändert und kalt. Er sprach über den Park, über die Abendluft, die heute recht kühlend und angenehm sei, über die Abwesenheit der Badauds de Paris, welche es sonst gewöhnlich so schwer machten, ein zur Ausgleichung einer Ehrensache schickliches Plätzchen aufzufinden, und ließ endlich noch einige Bemerkungen über Tagesneuigkeiten folgen, die er nicht nur an seine Begleiter, sondern auch selbst an seinen Gegner richtete. —

Die Gesellschaft war eben in einem abgelegenen Theil

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des Parks, bei einem runden Tempelchen, in dessen Mitte Venus, umgeben von einigen bausbäckigen Amoretten, sich befand, angekommen, als Vaudoncourt auf einem Rasenplatze sich nach allen Seiten umsah. Eben erschien auch der Chevalier Senarmont mit einem Chirurgen.

„Ich dächte hier wäre ein hübsches Plätzchen, still und heimlich, wie es sich zu dem Haine Aphroditens eignet und gebührt!" rief Vaudoncourt scherzend. „Ist es Ihnen gefällig, Herr von Villiers, so schreiten wir ans Werk. Später wird es kühl, man kann sich leicht den Schnupfen holen, denn — wie ich voraussetze — fechten Sie auch wohl am liebsten entkleidet."

Mit diesen Worten zog der Sprechende seinen Rock aus und schleuderte ihn auf den Rasen. Villiers folgte sogleich seinem Beispiel.

„Nun, Chevalier," sprach Vaudoncourt lächelnd, „es versteht sich wohl von selbst, daß Sie mein Secundant sind; aber wie ist es mit dem zweiten? — Sie, Marquis d'Outremont, könnten wohl meinem Gegner diesen Dienst leisten."

„Mit Vergnügen!" rief der Angeredete, und alle Vier zogen die Degen.

Kaum hatte Villiers den seinigen entblößt, als er seinem Gegner heftig zu Leibe ging. Stoß folgte auf Stoß, bald aber sah der junge Mann, daß Vaudoncourt beabsichtige ihn austoben zu lassen, um ihn dann selbst desto vortheilhafter angreifen zu können, und Vil-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

liers suchte sich, so sehr er es bei seiner Gemüthsbewegung im Stande war, zu mäßigen. Der erste Gang war vorüber, ohne daß einer der Fechtenden den andern verletzt hatte; endlich begann der zweite. In diesem bemerkte Villiers bald den Grund zu der großen Gemüthsruhe, in welcher sich Vaudoncourt vor dem Duelle befand. Er war einer der ausgezeichnetsten Fechter, die er je gesehn hatte. Obwohl der junge Mann diese Kunst gründlich und mit besonderer Neigung erlernt, so sah er doch nur zu gut, daß sein Gegner ihm gewaltig überlegen sei, und es dauerte nicht lange, so war er genöthigt, nicht blos auf den Angriff, sondern auch auf Vertheidigung zu denken. Dies zeigte sich besonders beim Beginn des dritten Ganges. Die Fechterkünste, die Finten Vaudoncourt's ersetzten vollkommen, was dem Arme des bejahrten Mannes an Kraft abging. Villiers sah wohl ein, daß es nicht lange dauern werde, bis Vaudoncourt, vermöge seiner ausgezeichneten Fechtkunst, den Sieg über ihn davon tragen würde. Der Gedanke, daß der Gegner unverletzt aus dem Kampfe gehen solle, war ihm unerträglich, er beschloß auf eine andere Weise zum Ziele zu gelangen. Er gab jetzt dem Gegner absichtlich eine Blöße, und eben als Vaudoncourt gegen ihn ausfiel, um diese zu benutzen, stieß er nach, ohne sich zu decken.

„Halt!" riefen jetzt beide Secundanten, indem sie die Degen kreuzten. „Der Zweikampf ist geendet. Beide Gegner sind verwundet."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

So war es auch. — Villiers hatte einen Stich in die Schulter, Vaudoncourt einen in den Arm. Der des letztern war der gefährlichere; er war nahe dem Gelenke, und machte ihn unfähig zu Fortsetzung des Gefechts.

„Die Sache ist aus!" sagte der Malteser sichtlich verstimmt, und indem der Chirurg Anstalt machte ihn zu verbinden. — „Sie sind ein tapferer Fechter, Herr von Villiers;" setzte er lächelnd hinzu; „ein zu tapferer vielleicht, um ein guter zu sein. Hätte ich meinen Vortheil ganz wahrnehmen wollen, so würde ich eine Handbreit tiefer gestoßen haben."

„Ich bekenne gern," erwiederte Villiers etwas verwirrt, „daß Sie mir in der Fechtkunst bei weitem überlegen sind, so wie Sie mir wohl zugestehn werden, daß ich die Schonung, von der Sie sprechen, nicht in Anspruch genommen habe."

„O nein!" sprach Vaudoncourt kalt höflich. „Das war es nicht, was ich sagen wollte. Es ist mir im Grunde sogar nicht unlieb, eine Unvorsichtigkeit, die ich vielleicht zu büßen haben werde, begangen zu haben, da ich mir schuld geben muß, der Veranlasser unsers Zwistes gewesen zu sein."

Der Wundarzt hatte indeß seiner Kunst bei dem Malteser genügt, und machte sich fertig Villiers zu verbinden. Während dies geschah betrachtete Vaudoncourt mit großer Aufmerksamkeit Arm und Schulter seines Gegners. Er trat so nahe, daß der Chirurg fast an der bequemen Ausführung seines Geschäfts verhindert ward.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dem jungen Manne verursachte dies Betragen eine sehr unangenehme Empfindung. Er setzte es auf Rechnung einer höchst unzarten Neugierde, welche untersuchen wolle, wie tief und auf welchem Flecke der Degen eingedrungen sei, und der Widerwille gegen Vaudoncourt, der bereits nachgelassen hatte, begann sich aufs Neue zu steigern. —

So wie Villiers verbunden war, eilte die Gesellschaft, da es schon dunkel zu werden begann, den Park zu verlassen. Die Mitglieder derselben unterhielten sich kalt höflich mit dem jungen Manne, nur Vaudoncourt ging schweigend, wie in sich gekehrt, doch bemerkte Villiers, daß ihn sein Gegner von Zeit zu Zeit sehr aufmerksam betrachtete, und dann wieder in tiefes Nachdenken verfiel. — Eben waren sie am Eingange des Parkes, man wollte sich trennen, als Vaudoncourt zu dem jungen Manne trat.

„Ein Wort unter vier Augen, mein Herr;“ sagte er.

Verwundert betrachtete der Jüngling seinen Gegner vom Kopf bis zum Fuße, dann folgte er ihm einige Schritte abseits.

„Entschuldigen Sie einige Fragen, hinsichts welcher ich bitte, daß Sie solche nicht als Neugier deuten mögen;“ hob Vaudoncourt höflich an. „Sind Sie aus der Provence gebürtig?“

„Allerdings!“ versetzte Villiers.

„Leben Ihre Eltern noch?“ frug Jener weiter.

„Beide sind todt! — Ich habe sie nie gekannt. Ich ward zu Nizza, später zu Turin erzogen.“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Eine letzte Frage noch!" rief Vaudoncourt lebhaft. „Als Sie verbunden wurden, bemerkte ich auf Ihrem Arme zwei, in die Haut eingeritzte Figuren, welche Buchstaben glichen — —"

„Es ist ein N. und ein L., die Anfangsbuchstaben des Namens meiner Amme, die mir solche aus Schmerz, als sie mich in das älterliche Haus zurückliefern mußte, und sich nur ungern von ihrem Pflegling trennte, eingeritzt haben soll;" versetzte Villiers lächelnd.

Vaudoncourt schwieg einen Moment, als ob er mit einem Entschlusse kämpfte.

„Herr von Villiers!" sagte er dann. „Ich kann mich in einer Vermuthung irren, es ist sogar wahrscheinlich, daß ich mich irre, und daß blos ein seltsamer Zufall im Spiele ist, indeß halte ich mich verpflichtet, Ihnen ein paar Worte zu sagen, die Sie mir um so weniger übel deuten können, als sie gut gemeint sind. — Sie beabsichtigen Ninon de Lenclos zu heirathen? — Wohl! — Wenn Sie indeß ein großes Unglück, ein Verbrechen verhüten wollen, wenn Ihnen Ihre Ruhe, und die Ihrer Verlobten, Ihre Ehre, Ihr Gewissen lieb ist, so thun Sie es nicht eher, als bis Sie Fräulein von Lenclos das Zeichen auf Ihrem Arm gezeigt, Ihren Taufschein und die Taufscheine Ihrer Eltern eingeholt haben. — Fragen Sie mich um weiter nichts," setzte er hinzu, als Villiers zu sprechen anheben wollte, „ich kann mich irren; ich irre mich wahrscheinlich. Spräche ich meine Vermuthungen aus, so würden Sie mich viel-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

leicht für einen Dämon halten, der Ihr Glück zerstören, Unkraut unter den Waizen säen wolle. Ich bin es nicht. Ich hasse zwar Ninon de Lenclos, aber mein Haß trägt sich nicht auf Sie über; Sie erregen vielmehr meine Theilnahme; denn ich halte Sie — so oder so — für bedauernswerth." — —

Ehe Villiers sich noch besinnen konnte, ob er die letzten Worten des Maltesers für eine Freundlichkeit, oder eine neue Beleidigung nehmen sollte, verbeugte sich dieser rasch, und war in ein paar Sekunden mit seinen Gefährten verschwunden. —

Der junge Mann begab sich jetzt nach dem Hause seiner Geliebten. Er fand hier ein Billet, welches ihn benachrichtigte, daß ein Geschäft solche einige Tage zu Paris zurückhalten würde, und daß sie ihn nach ihrem Hause, in der Vorstadt St. Antoine, einlade. Noch dieselbe Nacht eilte Villiers nach Paris zurück. — — —

In der Zeit, in welcher sich die geschilderten Begebenheiten ereigneten, war die Fauxbourg St. Antoine, nicht wie gegenwärtig, der Wohnsitz der niedern Volksklassen. Mehrere Vornehme besaßen dort kleine, wohleingerichtete Häuser, die in Gärten lagen, und wohin sie ihre Zuflucht nahmen, wenn sie sich weniger beobachtet, oder dem Gewühl der Residenz zu entziehen wünschten. Auch Ninon besaß ein solches, welches sie einst von dem Marschall de Etrées zum Geschenk erhalten hatte. Es war kleiner wie das zu St. Germain,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aber das Innere war so elegant und bequem wie jenes eingerichtet. Trat man aus der Hinterthür des Hauses, so befand man sich in einem, nicht ganz unbedeutenden Garten, welchen Lenotre, das Orakel der Gartenliebhaber jener Zeit, aus Galanterie für Ninon erst vor kurzem im neuesten Geschmack arrangirt hatte. In der Mitte desselben war ein Pavillon, um welchen, in großen Kübeln, mehrere blühende Orangenbäume standen. Hier befanden sich Ninon und ihre Freundin fast die ganze Tageszeit; das Lieblingsplätzchen der erstern aber war ein dunkles Fliederbosket, in dessen Mitte sich eine hübsche Marmorstatue Cytherens befand, welche ein Geschenk des großen Condé war. Die Göttin der Liebe war bemüht, ihren Sohn, dem ein Bösewicht, oder ein Schalk den Bogen zerbrochen hatte, und der deshalb bitterlich weinte, zu trösten. —

Am Tage nach dem oben geschilderten Zweikampfe hatte sich Marion nach der Cité zu einer Freundin begeben, deren Gemahl sich beim Heere befand, und von welcher sie Nachrichten von Marconnay zu erhalten hoffte, indem mehrere Briefe des letztern ausgeblieben waren. Ninon befand sich in dem Pavillon, mit Gesang und dem Spiel der Laute beschäftigt, aber beides wollte sie nicht erheitern. Ein trübes, niederdrückendes Gefühl lastete auf ihrer Seele; es war jenes düstre Ahnen, welches, wie die Dämmerung der Nacht, einem schmerzlichen Ereignisse als Schatten vorhergeht, und dessen Einwirken zu wehren, dem Menschen fast niemals gelingt. — In

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

diesem Augenblick trat Villiers, den Arm in der Binde, ins Zimmer. —

„Um Gotteswillen, mein Freund," rief Ninon erschrocken, „was ist Ihnen begegnet?"

„Wenig! — Kaum mehr als nichts;" erwiederte Villiers, die Hand Ninon's an die Lippen drückend. „Ein unbedeutendes Duell, weiter nichts. — Wie können Sie nur so erschrecken?"

„Ha, nun weiß ich," rief Ninon, „was mir gestern und heute wie Blei auf dem Herzen lastete. Anfangs glaubte ich, ein anonymer Brief, über dergleichen ich sonst zu lachen gewohnt bin, habe mich verstimmt —"

„Ein anonymer Brief?" fiel Villiers ein.

„Ja! Hier; lesen Sie;" rief Ninon etwas munterer, indem sie dem Freunde ein Billet hinreichte. „Das Schlimmste ist, daß der giftige Briefsteller — oder die Briefstellerin, denn die Hand scheint mir eine weibliche — gar nicht Unrecht hat. Es ist die boshafteste Satyre auf eine Verbindung, die — gestehen wir es nur — allerdings etwas höchst Lächerliches hätte, wenn sie vollzogen werden sollte. Die Schreiberin des Billets hat es vorzüglich auf mein Alter abgesehn, das sie mir Zeile vor Zeile vorwirft. — Ach, mein Freund, es ist wohl wahr: Das Alter ist die Hölle der Frauen! Ich fürchte sie zwar nicht, aber es ist eine fatale Einrichtung der Natur, daß sie eben im Gesicht den Runzeln ihren Platz angewiesen hat." —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ninon lachte herzlich, als sie diese Worte gesprochen hatte, und ihre Laune schien von Minute zu Minute eine heiterere zu werden.

„Sehen Sie nur!“ rief sie, indem sie mit ihren weißen Fingern auf eine Stelle des Briefes deutete. „Das ist ein guter Gedanke. Ich habe recht herzlich darüber lachen müssen. Hören Sie nur:

Mit Plato, den sie stets bewundert und erhebt,
Hat sie — ihr Alter zeigt's — wohl gar vertraut gelebt. —

Ist das nicht allerliebst? — Wahrhaftig, meine Gegnerin ist nicht ohne Geist!“

„Ich glaube nicht, daß eine Dame diesen Brief geschrieben hat;“ versetzte Villiers nachdenkend. „Fast könnte ich auf den Gedanken kommen, daß die Hand, die diesen Brief geschrieben, mir auch dies Andenken“ — er zeigte auf seine Schulter — „mitgetheilt hat.“

„Und wer war Ihr Gegner?“ fragte Ninon, schnell zum Ernste zurückkehrend.

„Ein Mann, den ich zum erstenmal in meinem Leben gesehn, der mich so wenig kannte, wie ich ihn, bis ich ihn gestern zu St. Germain auf der Terrasse getroffen, ein Mann bei Jahren, Vaudoncourt, glaube ich, heißt er, und ist Malteser.“

„Dieser!“ rief Ninon erschrocken. — „Ha, dann weiß ich auch den Grund Ihres Zweikampfs. Ich bin es; dieser Mann haßt mich tödtlich.“

„Wie wäre dies möglich? Wie könnte Sie Jemand

hassen! — Nein, es war ein anderer Gegenstand, der uns entzweite, der —"

„Hintergehen Sie mich nicht! Es ist umsonst;" versetzte Ninon rasch. „So hartnäckig wie mich dieser Mensch vor einigen zwanzig Jahren mit seiner Liebe verfolgte, eben so hartnäckig verfolgte er mich später mit seinem Hasse. Er hat mir den bittersten Augenblick in meinem ganzen Leben bereitet, einen Augenblick, den ich nicht überleben zu können glaubte. — Doch jetzt reden Sie! Ich will Alles wissen, was er sagte, und wie es sich begab."

„Ich befand mich," versetzte der Gefragte, „als ich Sie nicht daheim fand, auf der Terrasse, um Ihre Zurückkunft zu erwarten, und mich inzwischen durch die schöne Aussicht zu erheitern, als jener Mann, der mit mehreren Gefährten dort Platz genommen hatte, und mich nicht kannte, zu seinen Begleitern von mir und unserer Verbindung verächtlich sprach." —

„Er wird," fiel Ninon lebhaft ein, „von meinem Leichtsinn, von meinen Vergehungen gesprochen haben. Und hatte er nicht Recht? — Ist nicht Alles wahr? — Sehen Sie wohl, mein Freund, welcher Schein des Lächerlichen schon jetzt auf uns Beide fällt, wo eine so unnatürliche Verbindung nur noch ein Gerücht ist. Man wird uns mit Spott bedecken, wenn das Gerücht sich bestätigt findet."

„Immerhin!" rief Villiers heftig. „Mögen sie spotten, mögen sie lachen! Nach und nach wird man des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Spottens und Lachens müde werden. Spricht Jemand ein Wort in meiner Gegenwart, das auf irgend eine Weise verletzend —"

„So werden Sie ihn zum Duell fordern, den Raufbold machen, ihn tödten, oder sich tödten lassen! — Vortrefflich! Das fehlte noch;" unterbrach ihn Ninon ergriffen. — „Nein, mein Herr, ich werde Ihnen nicht eher meine Hand reichen, bis Sie mir versprochen haben, so brav zu sein, das zu ertragen, was wir verdienen."

„Sie wollen es;" sagte Villiers kleinlaut. „Ich verspreche es, so weit es sich mit den Gesetzen der Ehre verträgt."

„Nun, wir wollen sehen, wie Sie Wort zu halten gewohnt sind;" sprach Ninon lächelnd. „Nun weiter in Ihrer Erzählung."

„Erlassen Sie mir, Freundin, die Wiederholung von Gemeinheiten, die verletzend sind für Sie und für mich;" sprach dringend der junge Mann. „Ich unterbrach den Sprechenden, forderte ihn zum Zweikampf, wir schlugen uns, ich durchstieß ihm den Arm, und er verwundete mich in der Schulter. — Das war Alles." —

„Wie benahm er sich nachher?" fragte Ninon.

„Hm; ich kann nicht über ihn klagen. Sein Benehmen war das eines Mannes von Ehre. — Doch halt! Er kann doch wohl ein Nichtswürdiger sein. — Eine sonderbare Forderung —"

Villiers stockte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Sprechen Sie! — Sprechen Sie!“ — sprach Ninon lebhaft und dringend.

„Er drang in mich, ehe ich mit Ihnen eine eheliche Verbindung vollzöge, die Taufscheine meiner Eltern mir zu verschaffen;“ vollendete Villiers.

„Sonderbar! — Höchst sonderbar!“ versetzte Ninon befremdet.

„Es ist gewiß eine Tücke, eine Nichtswürdigkeit dahinter verborgen;“ rief der junge Mann.

„Es wäre wohl möglich, wenn es sich auf mich bezöge, denn er haßt mich;“ sagte Ninon. „Aber Sie, der ihn früher nie beleidigte. — Und dann, was könnte es schaden, wenn Sie es thäten? — Thun Sie doch, wozu er rieth. — Deutete er denn gar nicht an, weshalb er Ihnen diesen Rath ertheile?“

„Er meinte, es würde dadurch ein Unglück verhütet;“ sagte Villiers nach längerer Pause.

„Wohlan, so müssen Sie es thun!“ rief Ninon rasch.

„Es würde zeitraubend, weitläuftig, schwer sein;“ sprach Villiers mißmuthig. „Sie wissen, ich kannte weder Vater noch Mutter. Ich könnte zwar nach Turin schreiben. Der Vorsteher der Pension, in der ich mich befand, lebt noch.“ —

„So thun Sie dies augenblicklich;“ rief Ninon. — „Konnten Sie denn niemals eine Vermuthung über den Namen Ihrer Eltern fassen?“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Niemals! — Mein Vater starb früh. Verhältnisse — so sagte mir der Vorsteher der Pension — gestatteten nicht, mir den Namen meines Vaters beizulegen. Eine Verwandtin besorgte meine Erziehung. Sie korrespondirte mit meinem Lehrer.“

„Und der Name derselben?“ fragte Ninon.

„Ich erinnere mich nur ein einzigesmal, und zwar zufällig, einen Brief derselben gesehen zu haben. Er war unterschrieben: Charlotte Marquise von Gersay, geborne von Rochechouart.“ —

„Was?“ rief Ninon, rasch von ihrem Sitze aufspringend. „Charlotte von Rochechouart bekümmerte sich um Ihre Erziehung? Sie war Ihre Verwandte? — Auf welche Weise war sie mit Ihnen verwandt?“

„Ich weiß es nicht;“ sagte Villiers. „Es schien, als ob man mich absichtlich deshalb im Dunkel lassen wollte, doch muß die Verwandtschaft nahe gewesen sein, denn sie ließ mir bis zu ihrem Tode regelmäßige Geldunterstützungen zukommen, und sorgte für mich auf alle Weise, wiewohl sie, — wie mir mein Lehrer mittheilte — einmal für allemal ablehnte mich zu sehen. — Aber Sie scheinen so ergriffen, theure Ninon, so überrascht. Sollten Sie irgend eine Ahnung haben, worauf Vaudoncourt deutete? Sollte wirklich ein Grund —“

„Sie müssen sogleich Anstalten machen, über Ihre Geburt ins Klare zu kommen, mein Freund!“ unterbrach Ninon in großer Aufregung den Sprechenden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Ehe dieser Punkt nicht sonnenklar vorliegt, kann von einer Verbindung zwischen uns nicht die Rede sein.“

„Ha, was sagen Sie da!“ rief Villiers erschrocken. „Sie vermuthen in mir die Frucht einer ungesetzlichen Verbindung. Sollte dies Ninon, die edle, vorurtheilsfreie Ninon —“

„Sie werden mir so etwas nicht zutrauen, mein Freund;“ fiel Jene ein. „Unsere Verbindung kann indeß unmöglich stattfinden, bis Alles klar ist; sie könnte, eher vollzogen, ein Unglück, ein namenloses Unglück — nein ein Verbrechen, ein abscheuliches Verbrechen sein. — — Doch, sprechen Sie: hat Vaudoncourt Ihnen nicht mehr gesagt, nichts weiter angedeutet? — Besinnen Sie sich; das kleinste Wort, ja jede Sylbe ist von Wichtigkeit.“

„Er setzte noch etwas hinzu, das aber höchst sonderbar, fast lächerlich erscheint;“ erwiederte der junge Mann. „Wie ich verbunden ward, betrachtete er aufmerksam meinen Arm. Auf diesem befindet sich ein Maal — eigentlich kein Maal, sondern einige Zeichen — welche, wie man mir einst erzählte, meine Amme mir mit einer Nadel eingeritzt; diese, sagte er, möchte ich Ihnen zeigen, ehe unsere Verbindung geschlossen würde —“

„Gott, meine Ahnung!“ rief Ninon heftig erschüttert. — „Zeigen Sie! — Zeigen Sie mir diese Zeichen!“ — setzte sie mit heftig arbeitender Brust, und kaum ihrer Stimme mächtig hinzu.

Rasch öffnete Villiers die Bänder, die den, wegen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seiner Verwundung aufgetrennten, Aermel zusammenhielten.

„Hier sind sie!" sagte er ruhig, indem er auf einige Narben wies. „Es ist ein N. und ein L., die Anfangsbuchstaben des Namens —"

„Deiner Mutter!" schrie Ninon mit Entsetzen. — „Der Marquis von Gersay war Dein Vater. Du bist mein Sohn, mein Charles! — Gott! An welchen Rand eines Abgrundes von Elend und Entsetzen hat uns mein Leichtsinn gebracht!"

„Sagen Sie nein! — Ninon, ich beschwöre Sie, sagen Sie nein!" rief Villiers laut, fast schreiend. „Sie sind meine Mutter nicht! — Sie sind meine Geliebte, meine theure Geliebte, bald mein Weib —"

„Kein Wort mehr dieser Art, Charles! — Jedes Wort dieser Art wäre ein Gräuel, und ein Fluch!" rief Ninon geisterbleich.

„Es kann ja nicht sein! — Es ist ja unmöglich;" fiel Villiers ein.

„Es ist nicht nur möglich, es ist gewiß;" unterbrach ihn Ninon. „Dein Vater war unter dem Namen Charlier mit mir bekannt worden, seine Gattin, Charlotte von Rochechouart, entdeckte die Verbindung, deren Frucht Du geworden. Sie forderte, theils aus Stolz, theils weil sie mich haßte, das Kind, und auf Befehl des Kardinals Richelieu mußte ich es ausliefern. Sie ver-

weigerte mir hart, es jemals wiederzusehn; im Augenblicke der Trennung, und um mein Kind dadurch vielleicht einst wiederzufinden, ritzte ich ihm die Anfangsbuchstaben meines Namens in den Arm. Vaudoncourt, der Verwandte Charlottens, war dabei als es geschah."

„Ja dann — dann" — rief Villiers, und die Stimme versagte ihm. Er sank todtenbleich auf einen Stuhl. —

Ninon warf sich erschüttert vor ihm nieder, sie drückte seine Hände fortwährend an ihre Lippen und bedeckte sie mit ihren Thränen, ohne eines Wortes mächtig werden zu können. Villiers hatte das Ansehn eines Gestorbenen. Seine Augen blickten stier, Wangen und Lippen waren blaß, die letztern zuckten krampfhaft.

„Zu viel! — Zu viel!" sagte der Jüngling endlich wie unbewußt. „Alle Blüthen meines Lebens zertreten!" — — —

Ninon blickte jetzt ängstlich zu ihm auf, sie schien für seinen Verstand zu fürchten.

„Fasse Dich, Charles! — Fasse Dich, Sohn! — Habe Mitleid mit der Angst Deiner Mutter;" rief sie laut weinend. „Klage, weine, verklage mich, Charles, aber sprich ein Wort!"

„Klagen? — Weinen?" sagte Villiers bitter. „Mein Elend ist so groß, daß es weder Stimme noch Thränen hat. — Verklagen? Wen? — Die Geliebte, oder die Mutter?"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„O Gott! — Gott!" — rief Ninon erschüttert. „Nicht diesen Ton, Charles! Nicht diesen Ton; er ist der der Verzweiflung."

„Sie können Recht haben!" sagte Villiers aufstehend. „Aber auch ich habe Recht. — Wenn man Alles verliert, hat man ein Recht zu verzweifeln. — — Mutter," sagte er nach einer Pause mit schwacher Stimme, „wir sind sehr, sehr elend. — Lassen Sie uns Zeit uns zu sammeln. Trost können Sie mir nicht geben. Sie müssen dies fühlen. Erlauben Sie, daß ich mich auf einige Augenblicke entferne."

Man hörte in diesem Momente einen Wagen vorfahren. Ninon eilte nach dem Hause, um Befehle zu ertheilen, Jedermann abzuweisen. Als sie im Eintreten noch einen Blick auf Villiers warf, bemerkte sie, daß er seine Schritte nach dem Bosket lenkte, wo er so gern zu verweilen pflegte. —

Es mochte ungefähr fünf Minuten später sein, als Ninon wieder nach dem Pavillon zurückkehrte. Sie fand ihn leer. Sie harrte noch eine Weile. Eine entsetzliche Angst überfiel sie, als beinahe eine Viertelstunde vergangen war, und Villiers sich noch nicht zeigte. Plötzlich sprang sie auf. So schnell ihre Füße es nur vermochten, eilte sie nach dem Bosket. Ein Blick in dasselbe und Ninon sank bewußtlos zur Erde. — Villiers lag auf den Stufen des Piedestals der Statue Cytherens, das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

brechende Auge auf Ninon gerichtet. Der blutige Degen lag an seiner Seite. — — —

Mit einem lauten Schrei stürzte die unglückliche Mutter zu Boden. Der Sterbende wollte sich noch einmal aufrichten, er vermochte es nicht, er bewegte die Lippen, wollte sprechen, es war unmöglich. Mit einem Seufzer entfloh seine Seele.

Erst nach mehreren Minuten erwachte Ninon aus der tiefen Ohnmacht, in der sie befangen gewesen war. Mit aller Leidenschaftlichkeit, die ihr eigen war, sprang sie auf, zerraufte sich das Haar, und warf sich auf die Leiche, auf deren kalte Lippen sie die ihrigen drückte. Das herzzerreißende Geschrei, das sie ausstieß, führte endlich Leute herbei, und dies zu ihrem Glücke, denn es würde sonst ein zweiter Selbstmord begangen worden sein. Nur mit Mühe konnte sie abgehalten werden, Hand an sich zu legen. — — —

Das furchtbare Ereigniß, welches statt gefunden hatte, brachte auf längere Zeit eine scheinbar gänzliche Umwandlung des Charakters Ninon's zu wege. Sie entsagte allen Freuden des Umgangs, und war beinahe ein Jahr lang, selbst ihren vertrauten Freunden, unsichtbar. Erst nach und nach trat sie wieder in die Kreise der größern Welt; sie war ernster, besonnener wie früher; das Unglück hatte sie, die bis dahin nur die Freude gekannt hatte, in seine harte Schule genommen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ihre Briefe an St. Evremont geben dafür das beste Zeugniß. —

Ninon de Lenclos ward über neunzig Jahr alt, und selbst in diesem Alter war sie noch liebenswürdig. Der Abbé Chaulieu sagte: „die Liebesgötter hätten sich selbst in die Runzeln ihrer Stirn versteckt.“ Banier, ein Sohn des berühmten schwedischen Generals, und der Abbé Gedoyn, ein junger Mann von neunundzwanzig Jahren, bemühten sich um die Gunst der damals fast achtzigjährigen Frau. Sie hatte außerdem das Glück, daß ihre Freunde ihr bis über das Grab hinaus treu blieben, und, selbst nach ihrem Tode noch, mit Enthusiasmus von ihr sprachen. — —

Die spätern Jahre Marion de Lormes' waren weniger glücklich. — Kaum war der Krieg ausgebrochen, als Marconnay mit seinem Korps zu den Truppen stieß, die gegen die Festung Lille bestimmt waren. Voll Begier sich auszuzeichnen, bat er um die Gunst, mit der Schaar, die er führte, an die Spitze einer Kolonne gestellt zu werden, die ein Außenwerk anzugreifen bestimmt war. Zweimal führte er sein Freikorps zum Sturm, zweimal wurde er zurückgeworfen. Wie ein Rasender drang er zum drittenmal vor. Es gelang ihm, die weiße Fahne Frankreichs auf den erstürmten Wall zu pflanzen, aber in dem Augenblicke, wo dies geschah, stürzte er, von mehreren Kugeln durchbohrt, zur Erde. Turenne ehrte sein Andenken durch die Bekanntmachung seines Heldentodes. — Nach einigen Jahren bewarb sich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ein Procureur Namens Laborde um die Hand der Wittwe. Marion's siebenzehnjährige Ehe mit diesem war weniger glücklich als die frühere. Als Laborde starb, lebte Marion in bitterer Armuth. Auch sie erreichte, wie ihre Freundin, ein hohes Alter. Die Erkenntlichkeit zweier treuer Domestiken hatte längere Zeit das Leben der einundachtzigjährigen Greisin gefristet.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf